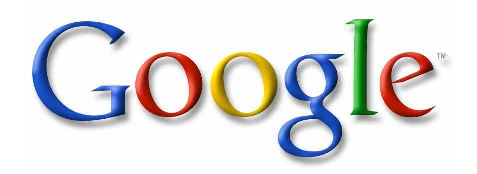
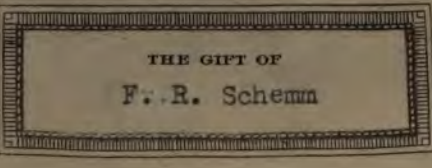






durchschnittliche Gebühr der Leihbibliotheken,

kann man sich jetzt die besten und interessantesten Romane aller Völker in stattlichem Oktavformat und wirklich schöner und guter Ausstattung kaufen.

Unsre „Fünfzig-Pfennig-Bände" enthalten den Stoff eines gewöhnlichen Romanbandes, der sonst 3 bis 6 Mark kostet.

In einem bis zwei, höchstens drei Bänden wird je ein vollständiger Roman abgeschlossen, so daß das lästige „Fortsetzung folgt" wegfällt.

Der neue Jahrgang wird vorzügliche Werke der beliebtesten deutschen und ausländischen Erzähler bringen, unter andern von **C. v. Glümer, Baron A. v. Roberts, Richard Voß, E. v. Wolzogen, A. Daudet, H. Gréville, Guy de Maupassant, G. Ohnet, A. Theuriet, Hamilton Aïdé, Ouida, F. C. Philips, A. Kielland, S. Farina.**

Die nachstehenden Romane des ersten, zweiten, dritten und vierten Jahrganges können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Der Hüttenbesitzer. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Dieser Roman hat in der französischen Original-Ausgabe eine Verbreitung ohnegleichen gefunden — 202 Auflagen — und wird durch seine überaus geistreiche und interessante Charakterzeichnung gewiß auch deutsche Leser in hohem Grade fesseln.

Aus Nacht zum Licht. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Voll von spannender Handlung.

Héro. Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.
Ein Gesellschaftsroman von ungewöhnlichem exotischen Reiz.

Wassilissa. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Ein lebenswahrer, fesselnder Roman aus der russischen Aristokratie.

Vornehme Gesellschaft. Von H. Aïdé. Aus dem Englischen.
Das englische high life wird in diesem gediegenen Roman mit starken Lichtern und tiefen Schatten vorgeführt.

Gräfin Sarah. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Dem „Hüttenbesitzer“ an interessanter Charakterzeichnung ebenbürtig.

Unter der roten Fahne. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.
Von dem historischen Hintergrund des belagerten und des unter der Herrschaft der Commune brennenden Paris hebt sich in diesem Roman, der zu den gelungensten Schöpfungen der beliebten Verfasserin zählt, eine anmutige Liebesgeschichte ab, deren sympathische Figuren geschickt mit den politischen Vorgängen in Beziehung gebracht sind.

Abbé Constantin. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Mit besonderm Vergnügen kündigen wir diesen überaus graziösen Roman aus der feinen Feder Halévys an, welcher, ohne spannend im gewöhnlichen Sinne zu sein, doch einen außerordentlichen und dauernden Erfolg errungen hat.

Ihr Gatte. Von G. Verga. Aus dem Italienischen.
Eine der hervorragendsten Erscheinungen der neueren italienischen Litteratur.

Ein gefährliches Geheimnis. Von Charles Reade. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die New-Yorker Zeitung „Sun“ schreibt darüber: Der bemerkenswerteste aller seit einem Jahre erschienenen englischen Romane und gewiß derjenige, welcher die meisten Leser finden wird.

Gérards Heirat. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
In dieser herzerfreuenden Erzählung aus dem Leben einer kleinen französischen Provinzialstadt atmet alles Frische und Gesundheit. Theuriets unvergleichliches Talent für feine Charakterzeichnung wie poetische Naturanschauung kommt darin zu voller Geltung.

Dosia. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Ein Kabinettsstück eleganter und plastischer Darstellung.

Ein heroisches Weib. Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen.
Kraszewski bietet hier im Rahmen einer fesselnden Erzählung ein originelles Bild der Zeit Augusts des Starken, das in jedem Zuge den Meister historischer Kleinmalerei verrät.

Eheglück. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Eine vortrefflich geschriebene, spannende Familiengeschichte.

Schiffer Worse. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
In diesem mit größter psychologischer Feinheit gezeichneten Charakterbild bewährt sich Kielland als Meister ersten Ranges.

Ein Ideal. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.
Ein Charakterbild von frappanter Schärfe und Wahrheit.

Dunkle Tage. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Auch in dieser seiner jüngsten Dichtung entfaltet der leider nun schon verstorbene Verfasser die Eigenschaften, welche ihn in seiner Heimat rasch so berühmt gemacht haben: glänzendes Erzählertalent und die Gabe, den Leser von der ersten Seite bis zum Schluß in Spannung zu erhalten.

Novellen von Hjalmar Hjorth Boyesen. Glitzer-Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog. Aus dem Englischen.
Daß Friedrich Spielhagen es für der Mühe wert gehalten hat, diese Novellen selbst zu übersetzen, [illegible] Gewähr für deren ungewöhnlichen [illegible]

Die Heimkehr der Prinzessin. Von Jacques Vincent. Aus dem Französischen.

Der ganze Zauber orientalischer Pracht ist über diese duftig und graziös erzählte Geschichte ausgegossen, in welcher ein armes, auf fremden Boden verpflanztes Mädchen sein rührendes Schicksal erzählt.

Ein Mutterherz. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der Verfasser hat seinem tief ergreifenden Roman eine wahre Begebenheit aus der französischen Aristokratie zu Grunde gelegt, welche vor einigen Jahren großes Aufsehen gemacht hat.

Zweiter Jahrgang.

Der Steinbruch. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Ein Roman von packender Wahrheit, mit ergreifenden Konflikten und prächtigen warmblütigen Menschen: ein Meisterwerk poetischer Gestaltungskraft.

Helene Jung. Von Paul Lindau.

Eine seltsame, höchst anmutige Geschichte, zu welcher dem geistreichen Verfasser eine ihm vom Herzog von Coburg-Gotha erzählte rätselhafte Begebenheit den Stoff geliefert hat.

Marusa. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.

Marusa ist ein Roman aus jener wunderbaren kalifornischen Gesellschaft, die Bret Hartes eigentliche Domäne ist. Die Charaktere sind erstaunlich scharf gezeichnet, die Handlung ist spannend, die Lösung überraschend und sympathisch. Bilder gesellschaftlicher Eleganz und feenhafter Pracht wechseln mit Nachtbildern von grauenhafter Kühnheit.

Die Sozialisten. Aus dem Englischen.

Das Aufsehen, welches der Roman schon bei seinem Erscheinen in der „Century“ hervorrief, ist ein berechtigtes, denn er strotzt von einem gesunden Realismus, er gibt Züge und Bilder von amerikanischem Leben und Charakter, wie wir sie seit Sealsfield-Postel nicht mehr gesehen haben.

Criquette. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.

Halévys liebenswürdiges Talent zeigt sich in dieser sinnigen und poetischen Schöpfung in vollem Glanze. Etwas Anmutigeres als die fein ciselierte Schilderung der rührenden Freundschaft zweier Pariser Straßenkinder, auf welcher sich der Roman aufbaut, ist wohl lange nicht mehr geschrieben worden.

Der Wille zum Leben. — Untrennbar. Von Adolf Wilbrandt.

Unwiderstehlich fühlt sich der Leser von diesen durch feine Seelenmalerei ausgezeichneten Schöpfungen gefesselt, in welchen sich Wilbrandt von neuem als vollendeter Novellist zeigt, während zugleich der lebendig geführte, pointierte Dialog an den hochbegabten Dramatiker erinnert.

Die Illusionen des Doktor Faustino. Von Valera. Aus dem Spanischen.

Eine Art spanischen Faust wollte Juan Valera in der Gestalt des Helden dieses Romans zeichnen. Jedenfalls erscheinen uns in dem fein und scharf ausgeführten Seelengemälde, das er vor uns entrollt, so viele Züge als allgemein gültig für das spanische Wesen in der Gegenwart, daß man den Faustino fast mit demselben Rechte den Roman des heutigen Spaniens nennen könnte, wie man schon den Faust das Trauerspiel der Deutschen genannt hat.

Zu fein gesponnen. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Eine erschütternde Tragödie aus dem täglichen Leben.

Gift. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.

Sittlicher Ernst, ein tiefes Gemüt und gründlichste Menschenkenntnis offenbaren sich in diesem ergreifenden Roman, der zum Besten gehört, was der nordische Dichter geschaffen hat.

Fortuna. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.

Die Fortsetzung von „Gift“.

Lise Fleuron. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Mit bekannter Ohnetscher Meisterschaft geschrieben, nimmt dieser spannende Theaterroman namentlich auch durch fein beobachtete Züge und lebenswahre Schilderungen aus dem Leben und Treiben der Pariser Bretterwelt ein ungewöhnliches Interesse für sich in Anspruch.

Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Baßgeige. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen.

Wie alles, was der mit Recht so beliebte Verfasser geschrieben, zeichnen sich auch diese beiden anmutigen Novellen durch liebenswürdigen Humor, sowie große Frische und Originalität der Schreibweise aus.

Auf der Woge des Glücks. Von Bernhard Frey (M. Bernhard).

Sympathische, lebenswahre Figuren, eine fesselnde Handlung und anheimelnde Schilderung des bekannten Schauplatzes vereinigen sich in diesem Roman zu einem wohlgelungenen, anziehenden Ganzen.

Die hübsche Miß Neville. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Sie ist nicht nur „hübsch“, diese Miß Neville, sie ist auch geistvoll und originell und weiß ihre eigene Geschichte, deren Schauplatz ein alter feudaler Herrensitz im grünen Irland und eine englische Militärstation im fernen Indien mit ihrem farbenschimmernden, glänzenden Gesellschaftsleben bilden, so fesselnd und reizend zu erzählen, daß sie ihre Leser so unwiderstehlich bezaubert wie ihre Umgebung.

Die Verstorbene. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.

„Wir stellen dieses Buch hoch über alles, was der Verfasser seit Jahren geschrieben, und hoch über alles, was irgend ein anderer französischer Novellist in neuerer Zeit auf dem tragischen Gebiet geleistet hat.“ Athenäum.

Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Hopfen.

Ein frischer, männlicher Ton spricht aus diesen prächtigen Geschichten, deren ungewöhnliche Stoffe der gefeierte Erzähler mitten aus dem Leben gegriffen hat.

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Fünfter Jahrgang. Band 20.

Zwei Brüder.

(Pierre et Jean.)

Von

Guy de Maupassant.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen

von

Emmy Becher.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1889.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

„Zum Kuckuck!“ rief plötzlich Vater Roland, der seit einer Viertelstunde regungslos, die Augen unverwandt auf den Meeresspiegel geheftet, dagesessen und nur von Zeit zu Zeit mit leisem Ruck die Angel ein wenig gehoben hatte.

Frau Roland, welche mit einer zu dieser Fisch- und Segelexkursion eingeladenen Dame, Frau Rosémilly, im Stern des Bootes saß und ein wenig eingenickt war, fuhr auf und wandte sich nach ihrem Manne um.

„Nun, nun, Hieronymus, was gibt es denn?“

In sehr gereiztem Ton erwiderte das Familienhaupt: „Nichts beißt mehr an. Seit zwölf Uhr kein einziger. Man sollte sich nicht darauf einlassen, Frauenzimmer zum Fischen mitzunehmen, da kommt man regelmäßig zu spät fort.“

Die beiden Söhne, Peter und Hans, die, der eine rechts, der andre links sitzend, gleichfalls Angelschnüre um die Finger gewickelt hielten, brachen in ein fröhliches Lachen aus, und Hans bemerkte: „Aeußerst galant gegen unsern Gast, Papa!“

Vater Roland geriet in einige Verlegenheit.

„Bitte um Entschuldigung, Frau Rosémilly,“ sagte er eifrig, „so bin ich nun einmal. Ich lade mir Damen ein, weil es mir eine Freude ist, sie um mich zu haben, sobald ich aber auf dem Wasser bin, existiert nichts mehr für mich, außer meinen Fischen.“

Frau Roland, die einstweilen ihre Schläfrigkeit vollends abgeschüttelt hatte und den Blick zufrieden und glücklich über die weite Meeresfläche und das felsige Gestade schweifen ließ, sagte beschwichtigend: „Ihr habt doch einen ganz schönen Fang gemacht."

Der Gatte behauptete durch eine verneinende Kopfbewegung das Gegenteil, blinzelte aber nichtsdestoweniger ganz vergnüglich nach dem Korb hinüber, in welchem die Gefangenen, die den drei Angeln zum Opfer gefallen, zappelten und aus dem das leise Geräusch aufeinander klatschender Schuppen und Flossen, ängstlichen Schnappens in der todbringenden Atmosphäre und kraftloser, vergeblicher Fluchtversuche an sein Ohr drang.

Herr Roland nahm den tiefen Korb zwischen die Kniee, neigte ihn zur Seite, daß sich's silberschimmernd ergoß und auch die zu unterst liegenden, im Todeskampfe begriffenen sichtbar wurden, atmete den starken Geruch von Meerwasser und Fischen mit ebenso großem Genusse ein, als man ihn für gewöhnlich an Rosenduft zu finden pflegt, und erklärte: „Sapperlot! Frisch sind sie, das will ich meinen!"

„Wie viele hast du gefangen, Doktor?" fragte er nach einer kleinen Pause.

„Nicht der Rede wert, drei oder vier," versetzte Peter, der ältere Sohn, ein Mann von etwa dreißig Jahren, der einen schwarzen Backenbart, Oberlippe und Kinn aber ausrasiert trug, wie das sonst bei Magistratspersonen der Brauch.

„Und du, Hans?" wandte sich der Vater an den Jüngeren.

Hans, der ein hochgewachsener, blonder junger Mann war, bedeutend jünger als der Bruder, erwiderte lächelnd: „Ungefähr ebensoviele, wie Peter, vier oder höchstens fünf."

Diese fromme Lüge wurde tagtäglich von den Brüdern vorgebracht und tagtäglich entzückte sie Vater Rolands Herz.

Er hatte die Angelschnur um einen Ruderhaken gewickelt, die Arme übereinander gelegt, und einen befriedigten *Herrscherblick auf* das Meer im allgemeinen und seine Be-

wohner im besondern werfend, verkündete er den Seinen, daß er nie mehr des Nachmittags auf den Fischfang auszugehen gedenke.

„Sobald es einmal zehn Uhr vorüber, ist nichts mehr zu machen. Das Lumpenvolk beißt einfach nicht an, es hält Siesta im Sonnenschein."

Herr Roland war seines Zeichens ein Pariser Juwelier, den seine Leidenschaft für Seefahrt und Fischfang dem Geschäfte entrissen hatte, sobald er genügend erworben gehabt, um von den Zinsen ein höchst bescheidenes, aber behagliches Dasein führen zu können.

Er siedelte sich also in Havre an, kaufte ein Boot und wurde passionierter Seemann, die beiden Söhne, Peter und Hans, blieben in Paris, um ihre Studien fortzusetzen, und beteiligten sich nur bei ihren jeweiligen Ferienbesuchen an dem väterlichen Lieblingssport.

Nachdem er das Gymnasium durchlaufen, hatte Peter, der um fünf Jahre älter war als sein Bruder, für die verschiedensten Fachstudien Beruf in sich gefühlt, sich nacheinander an ein halbes Dutzend Wissenschaften gemacht, und jedes Studium nach kurzem übereifrigem Anlauf verdrießlich wieder beiseite geworfen. Erst zuletzt hatte ihn die Medizin gelockt, und er war nun mit so nachhaltigem Fleiß ans Werk gegangen, daß er nach ungewöhnlich kurzer Studienzeit auf besondre Erlaubnis von seiten des Ministeriums seine Examen gemacht und den Doktortitel erworben hatte. Er war eine erregbare Natur, sehr begabt, wankelmütig und starrköpfig, voll unausführbarer Ideen und philosophischer Grübeleien.

Hans war ebenso blond wie sein Bruder schwarz, ebenso ruhig wie jener heftig, ebenso verträglich wie jener zanksüchtig war. Ohne Kämpfe und Zweifel ging er seinen Weg und hatte sein Studium der Rechte gerade zu der Zeit beendigt, als der Bruder seinen „Doktor" davontrug.

Beide erholten sich nun von der anstrengenden Examenzeit im Elternhause, und beide hatten im Sinne, sich in Havre niederzulassen, vorausgesetzt, daß die Verhältnisse in der Stadt sich ihrem Plane günstig erweisen würden.

Eine unbewußte Eifersucht, wie sie jahrelang unsichtbar und unmerklich zwischen Geschwistern herrschen kann, mit ihnen groß wird und dann so häufig, wenn sie erwachsen sind, bei Gelegenheit einer Verheiratung oder irgend eines Glücksfalles, der eins von ihnen trifft, zum Ausbruch kommt, ließ auch diese beiden sich anscheinend brüderlich, in Wahrheit aber kampfbereit gegenüberstehen — sie hatten sich lieb, darüber war kein Zweifel, aber jeder beobachtete und beargwöhnte den andern. Mit der Feindseligkeit eines verzogenen kleinen Schoßhundes, der plötzlich ein neues Lieblingstierchen im Hause auftauchen sieht, hatte der fünfjährige kleine Peter einst das blonde rosige Kindchen erscheinen und von Vater und Mutter mit Zärtlichkeit überhäufen sehen.

Von Kindheit an war dieser Hans ein wahrer Ausbund von Sanftmut, Lenksamkeit, Güte und Liebenswürdigkeit gewesen, und Peter war es sehr bald überdrüssig geworden, den dicken, blonden Jungen, dessen vielgepriesene Tugendhaftigkeit er im stillen mit Weichlichkeit, Albernheit und Unselbständigkeit übersetzte, von aller Welt in den Himmel erheben zu hören. Die Eltern, deren ruhiger Bürgersinn für die Söhne kein höheres Ideal als eine anständige, ehrenwerte, behagliche Lebensstellung kannte, machten ihrem Aeltesten seine Unentschlossenheit, seine schwärmerischen Anläufe, seine fruchtlosen Versuche, seine Begeisterung für große Ideen und brotlose Künste natürlich zum Vorwurf.

Seit er erwachsen war, bekam er zwar nicht mehr zu hören: „Sieh, wie artig der Hans ist, nimm ihn dir zum Vorbild“, allein so oft man ihm sagte: „Hans thut dies und Hans thut das“, las er ungefähr den nämlichen Sinn in den anscheinend harmlos gesprochenen Worten.

Die Mutter, eine wackere, sparsame Hausfrau, die sich neben treuer Verwaltung ihrer Kassen noch die Zeit nahm, ein wenig sentimental zu sein, verstand es, allezeit und immer wieder die kleinen Schwierigkeiten und Verstimmungen, die aus den unbedeutendsten Anlässen des täglichen Lebens zwischen ihren Söhnen entstanden, friedlich

beizulegen. Augenblicklich war sie in dieser Hinsicht nicht ohne Besorgnis und fürchtete, daß eine an und für sich harmlose Sache ernste Verwickelungen herbeiführen könnte. Sie hatte nämlich im letzten Winter, während die Brüder ihren Studien oblagen, die Bekanntschaft einer Nachbarin gemacht, einer Frau Rosémilly, Witwe eines Kapitäns, der zwei Jahre vorher auf hoher See gestorben war. Die noch sehr jugendliche, erst dreiundzwanzigjährige Witwe, eine jener praktischen, verständigen Naturen, die mit einem Instinkte, wie er in solcher Deutlichkeit sonst nur dem Tier der Wildnis eigen, das Leben in all seinen Beziehungen kennen und durchschauen, wie wenn sie alle die Verhältnisse, die sie nüchtern, wohlwollend, vernünftig, aber etwas engherzig zu beurteilen wissen, selbst mitangesehen, an sich erfahren und durchlebt hätten, kam gern des Abends mit einer Handarbeit auf ein Plauderstündchen zu den freundlichen Nachbarn herüber und hatte sich ganz daran gewöhnt, eine Tasse Thee mit ihnen einzunehmen.

Vater Roland, dem seine Marotte, sich auf den großen Seemann zu spielen, unaufhörlich plagte, zog bei der neuen Hausfreundin alle möglichen Erkundigungen über den verstorbenen Kapitän ein, und als vernünftige Frau, die das Leben lieb hat und den Tod achtet, erzählte sie ohne Ziererei oder gemachte Rührung von seinen Reisen und den Abenteuern, die er bestanden.

Als die beiden Söhne bei ihrem Nachhausekommen die hübsche Witwe so behaglich eingenistet fanden, fingen beide sofort an ihr den Hof zu machen, weniger, um ihre Gunst zu erringen, als um sich gegenseitig bei ihr auszustechen. Die praktische, wohlberechnende Mutter wünschte, da Frau Rosémilly sehr vermögend war, einem von ihnen den Sieg, und hätte dabei nur gar zu gern dem andern den Schmerz einer Niederlage erspart.

Frau Rosémilly hatte blaue Augen, blondes Haar, das natürlich kraus, in von dem leisesten Luftzug bewegten Löckchen ein Gesicht umkränzte, dessen kecker, übermütiger, neckischer Ausdruck zu ihrer nüchternen, bedächtigen Denkweise in eigentümlichem Widerspruch stand.

Sie schien von Anfang an Hans zu bevorzugen, an dem eine entschiedene Uebereinstimmung und Aehnlichkeit ihrer Naturen sie ansprechen mochte. Freilich äußerte sich diese Bevorzugung einzig und allein im Tone der Stimme und im Blick, sowie darin, daß sie ihn zuweilen um Rat fragte, offenbar im bestimmten Vorgefühl, daß seine Ansichten stets mit den ihrigen übereinstimmen und sie in ihrem vorgefaßten Entschluß bestärken mußten, während Peters Auffassung unglücklicherweise stets eine abweichende war. Wenn von des Doktors geistigen Interessen, seinen Ideen über Politik, Kunst, Philosophie und Moral die Rede war, so konnte es mitunter vorkommen, daß Frau Rosémilly diese ganze Gedankenwelt mit der Bezeichnung „Hirngespinste" zusammenfaßte, was ihr dann einen kalten, richterlichen Blick eintrug, der ihr und ihrem ganzen armseligen Geschlechte den Prozeß machte.

Vor dem Besuche der Söhne hatte Herr Roland die liebenswürdige Witwe nie zu einer Fischereiexkursion eingeladen, wie er denn auch seine Frau niemals mitnahm, sondern am liebsten morgens vor Tagesanbruch in Gesellschaft des Kapitäns Beausire, eines einstigen Weltumseglers, den er bei seinen Wanderungen an Strand und Hafen kennen gelernt und zu seinem Busenfreunde erkoren hatte, und des alten Matrosen Papagris, dem die Hut des Bootes übertragen war, hinaussegelte.

Nun aber hatte Frau Rosémilly in der vorigen Woche bei Rolands gespeist und nach Tisch die Bemerkung hingeworfen: „Das Fischen ist wohl recht amüsant, nicht?" Der ehemalige Juwelier hatte sich durch dieses Interesse für seine Liebhaberei unendlich geschmeichelt gefühlt, und plötzlich vom Drange beseelt, neue Anhänger für seine alleinseligmachende Passion zu gewinnen, hatte er hastig gefragt: „Wollen Sie einmal mit hinausfahren?"

„Von Herzen gern."

„Nächsten Dienstag?"

„Jawohl — also nächsten Dienstag."

„Können Sie morgens um fünf Uhr reisefertig sein?"

Ein kleiner Schrei des Entsetzens folgte.

„Was fällt Ihnen ein! Das ist ja rein unmöglich!“

Enttäuscht und abgekühlt, zweifelte der große Seemann plötzlich an seines Zöglings nautischem Beruf, fragte aber doch: „Um wie viel Uhr wäre es Ihnen denn möglich?“

„Ja ... so um neun Uhr etwa.“

„Früher nicht?“

„Nein, früher nicht, das ist ja schon unmenschlich früh.“

Der wackere Mann zögerte — natürlich war um diese Zeit keine Rede von einem lohnenden Fang, sobald die Sonne scheint, beißen die Fische nicht mehr an, allein die Söhne hatten sich des Gedankens bemächtigt, übernahmen es, die Partie zu arrangieren, und machten die Verabredung auf der Stelle niet- und nagelfest.

So hatte denn an diesem Dienstag die „Perle“ unter den weißen Felsen des Kap de la Hève Anker ausgeworfen, und man hatte bis zur Mittagsstunde gefischt, Siesta gehalten, wieder gefischt, natürlich ohne Erfolg, und schließlich hatte Papa Roland, nachdem er etwas spät zur Erkenntnis gelangt war, daß der hübschen Frau Rosémilly die Bootfahrt als solche weit mehr am Herzen lag, als seine Fischerei, und nachdem er auch keinen noch so leisen Ruck an seiner Angel mehr wahrnehmen konnte, ein herzhaftes „Zum Kuckuck!“ ausgestoßen, in welchem er eine herbe Anklage gegen die teilnahmslose Witwe und die appetitlosen Meerbewohner zusammenfaßte.

Jetzt aber betrachtete er seine Fische mit der zitternden Freude, mit der ein Geizhals seine Schätze zählt, warf dann einen Blick nach der Sonne, die sich schon zum Untergange neigte, und bemerkte: „Wie wär's, Kinder, wenn wir uns auf den Heimweg machten?“

Beide Söhne zogen die Angelschnüre aus dem Wasser, rollten sie auf, reinigten die Angelhaken, befestigten sie wieder an den Korkpfropfen und harrten dann weiterer Befehle. Herr Roland war aufgestanden und sah sich mit äußerst sachverständiger Miene nach allen Himmelsrichtungen um.

„Kein Wind mehr! An die Ruder, Jungens!“

Plötzlich deutete er nach Norden und setzte erregt hinzu: „Seht, seht, der Dampfer von Southampton!“

Ueber der Meeresfläche, die wie ein ausgebreitetes blaues, leuchtendes, gold- und feuerschimmerndes Gewebe dalag, erhob sich in der angegebenen Richtung ein schwärzliches Wölkchen, das sich von dem rosig gefärbten Abendhimmel abhob, und unter dem dunklen Fleck konnte man einen einzigen Punkt wahrnehmen, der das Fahrzeug bedeuten mochte. Gegen Süden ließen sich zahlreiche kleine Rauchsäulen unterscheiden, die sich alle auf den Molo von Havre zu bewegten, von dem nur ein weißer Strich und der kerzengerade, am äußersten Ende aufsteigende Leuchtturm sichtbar waren.

„Sollte nicht heute die ‚Normandie' einlaufen?" fragte der seekundige Vater.

„Ja, Papa," erwiderte Hans.

„Gib mir mein Perspektiv; ich glaube, daß sie's ist — da unten!"

Der Vater zog das Messingrohr aus, schraubte das Glas für sein Auge zurecht, suchte den Punkt und rief nach kurzem Hinsehen freudestrahlend: „Sie ist's, sie ist's! Ich erkenne die beiden Schornsteine ganz deutlich. Wollen Sie nicht auch durchsehen, Frau Rosémilly?"

Die junge Frau nahm das Glas, welches sie auf den Atlantischen Ozean im allgemeinen richtete und mit dessen Hilfe sie durchaus nur eine blaue Fläche sah, blau und immer blau und ringsherum einen vielfarbigen Kreis, wie ein runder Regenbogen und außerdem noch eine Art von Eklipsen, wunderliches Zeug, das ihr Schwindel verursachte.

„Ich habe leider mit Fernrohren nie viel anzufangen gewußt," sagte sie, das Instrument zurückgebend. „Mein Mann, der stundenlang am Fenster stehen konnte und die vorüberfahrenden Schiffe beobachten, ist oft genug böse darüber geworden."

„Das muß an einem Fehler Ihrer Augen liegen," bemerkte Herr Roland ärgerlich, „denn mein Glas ist ganz ausgezeichnet."

„Willst du es haben?" setzte er, zu seiner Frau gewendet, hinzu.

„Nein, danke, ich weiß im voraus, daß ich nichts sehe."

Wenn sie auch auf diesen Genuß verzichten mußte, so schien doch Frau Roland sich mehr als irgend jemand von der kleinen Gesellschaft der schönen Fahrt und des herrlichen Abends zu erfreuen. Sie war eine Frau von achtundvierzig Jahren, machte aber einen weit jüngeren Eindruck. Ihre kastanienbraunen Haare fingen erst seit kurzem an, sich mit ein wenig Grau zu vermischen, ihr Ausdruck war ruhig und verständig, dabei wohlwollend und zufrieden, daß es eine Freude war, sie anzusehen. Ihr Sohn Peter versicherte, daß sie den Wert des Geldes sehr genau kenne, was sie aber keineswegs verhinderte, auch den Reiz des Träumens und beschaulichen Sinnens zu würdigen; sie las gern, sowohl Romane als Gedichte, wobei sie freilich weniger den Kunstwert ihrer Lektüre schätzte, als die melancholisch-träumerische, weiche Stimmung, in welche dieselbe sie versetzte. Ein Vers, er konnte noch so unbedeutend und mangelhaft sein, ließ, wie sie zu sagen pflegte, alle Saiten ihres Herzens erklingen und erfüllte sie mit geheimnisvollem Sehnen, das fast so beseligend war, wie erfülltes Glück, und sie freute sich dieser Seelenregungen, die ihr im übrigen wie ein kaufmännisches Buch gehaltenes Innenleben einigermaßen bewegten. Seit ihrer Niederlassung in Havre fing sie an ziemlich rundlich zu werden, so daß die bis dahin äußerst schlanke Taille etwas gefährdet war.

Der heutige Ausflug zur See hatte sie ganz glücklich gemacht. Ohne eigentlich roh und boshaft zu sein, schnauzte ihr Mann sie beharrlich an, wie es die Tyrannen des Ladenstübchens ohne besondern Anlaß, ohne Zorn oder Haß zu thun pflegen, weil Kommandieren ihnen das Fluchen ersetzt. Vor jedem Fremden nahm er sich zusammen, in seiner Familie aber ließ er sich gehen und suchte Furcht und Schrecken um sich zu verbreiten, obwohl er eigentlich vor Gott und der Welt Angst hatte.

Um unnützen Lärm, Scenen und unerquickliche Auseinandersetzungen zu vermeiden, gab seine Frau unweigerlich nach und machte für sich nicht den geringsten Anspruch oder Wunsch geltend, und so kam es, daß sie auch seit langer Zeit nicht mehr gewagt hatte, Roland um eine Spazierfahrt auf

der „Perle" zu bitten. Um so mehr hatte sie die Gelegenheit zu einer solchen mit Freuden begrüßt und sie genoß das seltene Vergnügen in hohem Maße, indem sie sich ganz und gar dem wonnigen Gefühl des sanften Dahingleitens auf der spiegelglatten Fläche überließ. Sie dachte nicht, sie schwelgte weder in Erinnerungen noch Hoffnungen, ihr Geist war wie ihr Körper eingewiegt und eingelullt von der weichen, schmeichelnden Bewegung der Wellen.

Als der Vater den Kommandoruf: „Vorwärts, an eure Plätze, die Ruder bereit!" ertönen ließ, sah sie lächelnd, wie ihre Söhne, ihre zwei großen, kräftigen Jungen, die Röcke abwarfen und die Hemdärmel aufstülpten.

Peter, der den Damen zunächst saß, nahm das Ruder auf der Steuerbordseite, Hans das Backbord, und beide warteten dann auf das väterliche „Los", denn daß alle Manöver regelrecht ausgeführt wurden und die ganze Geschichte korrekt seemännisch vor sich ging, war natürlich die Hauptsache.

Zu gleicher Zeit, mit einem Schlage, sanken die Ruder ins Wasser, weit zurückgebeugt holten die jungen Männer kraftvoll aus, und nun begann ein eifriger Wettstreit zwischen ihnen. Hinaus hatten sie sich des Segels bedient, aber jetzt rührte sich kein Lüftchen, und bei der Aussicht, ihre Kräfte miteinander zu messen, waren plötzlich männliche Eitelkeit und Ehrgeiz im Herzen der jungen Leute erwacht.

Wenn sie mit dem Vater allein zum Fischen hinausfuhren, ruderten sie, ohne daß gesteuert wurde, denn Roland machte indessen die Angeln zurecht und überwachte die Fahrt, deren Richtung und Tempo er zuweilen mit einem Worte oder einer Handbewegung angab. „Hans, nachlassen!" „Peter, anziehen!" oder auch: „Macht voran, alle beide, ein bißchen Armschmalz!" genügte; der, welcher ins Träumen geraten war, zog dann mehr aus, der übergroße Eifer wurde gehemmt und das Boot hatte wieder die gehörige Richtung.

Heute wollten beide ihre Muskelkraft zur Geltung bringen. Peters Arm war behaart, etwas mager, aber nervig; Hans dagegen hatte einen runden, weißen, rötlich

schimmernden Arm, die Muskeln traten unter der Haut deutlich hervor.

Anfangs war Peter im Vorteil. Die Zähne aufeinander gepreßt, die Stirn in Falten gezogen, die Beine lang ausgestreckt, die Hände um das Ruder gekrampft, das sich bei jedem Schlag in seiner ganzen Länge bog, brachte er die „Perle“ auf die Seite des Ufers. Vater Roland, der sich in den Bug gesetzt hatte, um den Platz hinten den Damen zu überlassen, kam ganz außer Atem vor lauter: „Nummer Eins, sachte — Nummer Zwei, drauf!“ rufen, was nur zur Folge hatte, daß Nummer Eins seine wahnsinnigen Anstrengungen verdoppelte, während Nummer Zwei nicht im stande war, mit diesem tollen Ruderer Schritt zu halten.

Endlich befahl der Schiffsherr: „Stop!“ Die beiden Ruder hoben sich aus dem Wasser und Hans that auf Geheiß des Vaters ein paar Ruderschläge allein, um das Boot wieder in die gehörige Richtung zu bringen. Von jetzt an war er im Vorteil; er ward lebhafter und beteiligte sich wärmer, während Peter, von seinem krampfhaften Arbeiten außer Atem, an Kraft verloren hatte.

Viermal mußte der Vater noch sein „Stop“ wiederholen, um seinem Aeltesten eine Ruhepause zum Aufatmen zu verschaffen und das Boot richtigzustellen. Beschämt und ingrimmig stotterte der Doktor mit leichenblassem Gesicht und schweißtriefender Stirn: „Ich weiß nicht, was mir ist; ich muß einen Herzkrampf haben. Ich bin anfangs zu hastig gewesen und das hat mich erschöpft.“

„Soll ich nicht die Doppelruder nehmen und allein rudern?“ fragte Hans.

„Nein, danke, es wird schon vorübergehen.“

Etwas ärgerlich bemerkte die Mutter: „Ein rechter Unsinn, sich in solch einen Zustand zu bringen; du bist doch kein Kind.“

Er zuckte die Achseln und fuhr fort in seiner Arbeit.

Frau Rosémilly schien von alledem nichts zu sehen, nichts zu hören und nichts zu begreifen. Ihr zierliches Köpfchen machte die Bewegung des Schiffes mit und fuh-

rasch und anmutig bei jedem Ruderschlage ein wenig zurück, daß die zarten blonden Stirnhärchen lustig aufflogen.

Plötzlich rief Herr Roland: „Seht, seht, der ‚Prinz Albert‘ holt uns ein!“ Aller Augen wandten sich nach der Seite, wo der Southamptoner Dampfer, lang, nieder, beide Schornsteine zurückgelegt, mit den runden, gelben Lukenklappen, unter vollem Dampf daherrauschte, das Deck von Passagieren und geöffneten Sonnenschirmen wimmelnd. Flink und geräuschvoll peitschten die Räder das Wasser, das hoch aufschäumend zurückfiel. Das Boot sah aus, als ob es nicht rasch genug sein Ziel erreichen könne, dem es wie ein feuriger Renner zueilte, mit dem Vorderteile das Wasser kerzengerade durchschneidend, daß zwei dünne, durchsichtige Schaumlinien an seinem Rumpf entlang glitten.

Als der Dampfer in unmittelbare Nähe der „Perle“ kam, zog Herr Roland seinen Hut, schwenkte ihn grüßend, die Damen wehten mit ihren Taschentüchern und ein halbes Dutzend Sonnenschirme erwiderten diese Höflichkeit vom Deck des Postdampfers aus, der sich rasch entfernte und nur ein leichtes Wellengekräusel auf der glatten, leuchtenden Fläche zurückließ.

Von allen Seiten sah man nun Fahrzeuge mit oder ohne die kleine Rauchmütze dem weißen Hafendamm zueilen, der sie wie ein gieriger Riese zu verschlingen schien. Fischerbarken und große Segelschiffe mit leichten Masten, zum Teil von nicht wahrnehmbaren Bugsierschiffen gezogen, glitten am hellen Horizont hin und näherten sich langsam oder schnell dem gefräßigen Riesen, der von Zeit zu Zeit, wie übersättigt, eine ganze Flotte von Postschiffen, Zweimastern, Briggs, Goeletten, Dreimastern mit ihrem vielspitzigen Takelwerk in die offene See hinausschleuderte. Eilig entflohen die Dampfer nach rechts und links auf der weiten Fläche des Oceans, während die Segelschiffe, sobald die kleinen Schlepper, die sie in Bewegung gesetzt, sie im Stich ließen, unbeweglich da lagen und sich nun vom Topmast bis zur Bramstenge mit weißen oder braunen Segeln bekleideten, die im Licht der untergehenden Sonne blutigrot leuchteten.

Mit halbgeschlossenen Augenlidern sagte Frau Roland leise: „Gott, wie schön ist dieses Meer!“ worauf Frau Rosémilly mit einem Seufzer, der zwar sehr lang war, aber den Hörer nicht besonders traurig stimmte, die Bemerkung machte: „Ja gewiß, und doch kann es uns so viel Herzeleid anthun.“

„Da ist sie ja, die ‚Normandie‘, dort am Hafeneingang. Ein stolzes Schiff, nicht?“ rief Vater Roland, und fing dann an, seinen Fahrgästen die einzelnen Punkte der Küste da unten, jenseits der Seinemündung — „die Mündung ist zwanzig Kilometer breit,“ sagte er — zu bezeichnen und zu erklären. Er zeigte ihnen Villerville, Trouville, Houlgate, Luc, Arromanches, die Mündung des Flüßchens von Caëns, und machte sie auf die Calvadosfelsen aufmerksam, welche die Schiffahrt bis Cherbourg gefährden.

Hierauf erörterte er die Sandbänke in der Seine, welche sich von einer Flutzeit zur andern völlig umgestalten und selbst den Schiffersleuten von Quilleboeuf zu schaffen machen, sobald sie auch nur einen einzigen Tag den Kanal nicht befahren. Darauf folgte eine kleine Abhandlung über die Normandie im allgemeinen; er hob hervor, daß Havre genau die Grenze bilde zwischen der unteren Normandie, deren flache Ufer als fettes Weideland, Ackerfeld und Wiese bis ans Meer auslaufen, während der nördliche Teil der Provinz, die obere Normandie, im Gegenteil in senkrechten Felsen, als schroffes, stolzes, wild zerklüftetes Gestade gegen die See abfalle — eine gewaltige Mauer, in deren Ritzen sich überall ein Dorf oder ein Seehafen berge und einniste, so: Etretat, Fécamp, Saint-Valery, Le Tréport, Dieppe 2c.

Eingelullt von der weichen, wohligen Bewegung des Bootes, innerlich bewegt vom Anblick des unendlichen Meeres mit dem bunten Allerlei von Fahrzeugen, die dahinschossen, wie das Tier in seine Höhle, hörten die beiden Frauen nicht auf seine Erklärungen und Abhandlungen; in Schweigen versunken vor dem herrlichen, farbenschimmernden Schauspiel des Sonnenunterganges, in der Unendlichkeit von Wasser und Luft, vom Gefühl menschlicher Kleinheit ergriffen, sprach keine ein Wort, was aber den würdigen Seemann nicht abhielt, unaufhörlich weiterzuschwatzen. Er gehörte zu den

Leuten, die nichts aus ihrem Fahrwasser bringt, und hatte keine Ahnung von jener den Frauen eignen nervösen Stimmung, in der man, ohne sich Rechenschaft über das Warum zu geben, jedes unnütze Gerede als verletzend und roh empfindet.

Peter und Hans hatten ihr Gleichgewicht wieder gefunden und ruderten gemächlich mit leisen, langen Zügen, und winzig klein neben den hohen, mächtigen Schiffen, lief die „Perle“ in den Hafen ein. Sobald sie am Quai anfuhr, war Papagris, ihr alter Hüter, der sie erwartet hatte, den Damen beim Aussteigen behilflich, und man ging der Stadt zu. Eine zahlreiche, vergnügliche Menschenmenge, wie sie allabendlich zur Flutzeit sich am Damme zusammenfindet und drängt, war ebenfalls im Heimweg begriffen.

Frau Roland und die junge Witwe gingen voraus, die drei Herren folgten. In der Rue de Paris blieben die Damen manchmal vor einem Juwelierladen oder dem Schaufenster eines Putzgeschäftes stehen, tauschten ihre Ansichten über einen Hut oder ein Armband aus und setzten dann ihren Weg fort.

Auf dem Börsenplatze hielt Roland inne, um sich, wie er das täglich zu thun pflegte, das Bassin du Commerce zu betrachten, in welchem, Rumpf an Rumpf gedrängt, in vier bis fünf Reihen die Schiffe nebeneinander liegen.

Längs des mehrere Kilometer langen Quais erhebt sich Mast an Mast, Rahe an Rahe, als ob hier, mitten im Herzen der Stadt, ein lebloser, toter Wald gen Himmel starrte, und über diesen laub- und astlosen Bäumen kreist die Seemöwe und lauert auf jedes Stück Küchenabfall, das ins Wasser geworfen wird, um blitzschnell, wie ein herabgeschleuderter Stein, darauf niederzustoßen, und ein Schiffsjunge, der am äußersten Ende einer Oberbramstenge einen Block festbindet, sieht wahrhaftig aus, als wollte er Vogelnester ausnehmen.

„Wollen Sie nicht mit uns nach Hause kommen und mit unsrem einfachen Mahl vorlieb nehmen — es wäre doch hübsch, wenn wir den Tag gemeinsam beschließen könnten?“ fragte Frau Roland ihre junge Freundin.

„Von Herzen gern — ich nehme Ihre Einladung ohne weiters an. Es wäre gar so traurig, jetzt in meine leeren vier Wände zurückzukehren.“

Peter, welcher Frage und Antwort mit angehört hatte und der etwas gereizt war über die Gleichgültigkeit, mit welcher die hübsche Frau ihn behandelte, sagte halblaut vor sich hin: „Aha, die Witwe nistet sich gehörig ein.“

Er hatte seit einigen Tagen angefangen, nicht anders von ihr zu sprechen, als von „der Witwe“, und wenn dies Wort auch an und für sich keine schlimme Bedeutung hatte, so brachte es doch Hans immer in Harnisch, weil er den Ton, in dem es gesprochen wurde, boshaft und verletzend fand.

Ohne ein Wort zu wechseln, waren die drei Herren an der häuslichen Schwelle in der Rue Belle-Normande angelangt; das Haus war schmal und enthielt ein Erdgeschoß und zwei kleine Stockwerke. Das Dienstmädchen, eine neunzehnjährige ländliche Dienerin für geringen Lohn mit entsprechenden Leistungen, öffnete die Thür, machte sie wieder zu, stieg hinter ihrer Herrschaft in den eine Treppe hoch gelegenen Salon hinauf und meldete erst dort, indem sie von ihrem Talente, verblüfft und dumm dreinzuschauen, den ausgiebigsten Gebrauch machte: „Es ist ein Herr schon dreimal dagewesen.“

Der Hausherr, welcher überhaupt nur brüllend und fluchend mit ihr verkehrte, donnerte: „Wer ist dagewesen, in Kuckucks Namen?“

Die stimmlichen Kraftanstrengungen ihres Dienstherrn verfehlten stets jegliche Wirkung auf Josephinens Gemüt, und sie erwiderte mit Ruhe: „Ein Herr vom Herrn Notar!“

„Von was für einem Notar?“

„Vom Herrn Notar Canu.“

„Und was hat dieser Herr gesagt?“

„Daß der Herr Canu heute abend selbst kommen werde, hat er gesagt.“

Herr Lecanu war der Notar und auch einigermaßen der Freund Herrn Rolands, dessen Geschäfte er besorgte. Daß er seinen Besuch für heute abend noch in Aussicht gestellt hatte, deutete unbedingt darauf hin, daß es sich um

eine dringende Angelegenheit von nicht geringer Wichtigkeit handelte, und die vier Glieder der Familie Roland blickten einander mit jenem Unbehagen an, das den bescheidenen Rentier gewöhnlich ergreift, sobald es sich um die Einmischung eines Notars handelt, dessen Titel ihm Verträge, Erbschaften, Prozesse und derlei mehr oder weniger wünschenswerte Dinge vor die Seele ruft. Nach einigem Nachsinnen bemerkte das Familienhaupt: „Was kann denn das zu bedeuten haben?“

„Eine Erbschaft, verlassen Sie sich darauf,“ lachte Frau Rosémilly. „Ich bringe Glück!“

Da durchaus keine folgenreichen Todesfälle in der Familie zu hoffen waren, fand der Gedanke wenig Anklang, doch machte sich Frau Roland, die ein vorzügliches Gedächtnis für noch so weitverzweigte Verwandtschaft besaß, sofort daran, im Kopfe alle Linien ihrer und ihres Mannes Familie bis ins zehnte und zwölfte Glied durchzugehen.

„Sag doch, Vater“ (sie nannte ihren Mann zu Hause immer „Vater“, vor Fremden meist Herr Roland), „sag doch, wen hat Joseph Lebru in zweiter Ehe geheiratet?“

„Eine kleine Duménil, die Tochter eines Papierfabrikanten.“

„Sind Kinder aus dieser Ehe da?“

„Das will ich meinen, wenigstens vier oder fünf.“

„Nein; dann ist von der Seite nichts zu erwarten,“ bemerkte sie, und nun fuhr sie fort, den Stammbaum der Rolande nachzuforschen, was sie so ausschließlich in Anspruch nahm, daß sie nicht einmal daran dachte, ihren Hut abzulegen. Dabei ward sie immer eifriger und erwärmte sich mehr und mehr bei dem Gedanken, wie erfreulich es wäre, wenn ihnen ein bißchen Wohlstand so schlechtweg aus den Wolken fallen wollte, so daß Peter, der ihren Hang zum Träumen kannte und der die schmerzliche Enttäuschung voraussah, die notwendig eintreten mußte, wenn diese hochgespannten Erwartungen sich nicht verwirklichten, die Nachricht des Notars sich vielleicht als eine unerfreuliche herausstellte, es für passend hielt, einen Dämpfer aufzusetzen.

„Steigere dich nur nicht in solche Ideen hinein, Mama,

die Zeiten der Onkel aus Amerika sind vorüber. Mir ist viel wahrscheinlicher, daß es sich um eine Heirat für Hans handeln wird."

Alle waren überrascht von diesem Gedanken, der viel Einleuchtendes hatte; Hans fühlte sich peinlich berührt, daß sein Bruder denselben in Frau Rosémillys Gegenwart hatte verlauten lassen.

„Weshalb soll sich denn ein solcher Plan gerade auf mich beziehen? Die Vermutung ist zum mindesten höchst anfechtbar. Du bist der Aeltere, also versteht sich's von selbst, daß man zuerst an dich denken wird. Ueberdies heirate ich nicht."

„Du bist also verliebt?" fragte Peter mit spöttischem Lachen.

„Muß man notwendigerweise verliebt sein, wenn man sagt, daß man noch keine Lust zum Heiraten hat?" gab der Bruder verstimmt zurück.

„Ach! Nun laß ich mir's gefallen. Du hattest vorhin das ‚noch' ausgelassen — das ‚noch' macht alles gut, du wartest also vorderhand."

„Nimm's, wie du willst."

Das Familienhaupt, welches bis jetzt schweigend zugehört hatte, war mit einemmal auf eine höchst wahrscheinliche Lösung des Rätsels gestoßen.

„Du lieber Himmel, sind wir dumm, uns so die Köpfe zu zerbrechen," rief er. „Der Notar weiß ja doch, daß Peter und Hans geeignete Wohnungen suchen, um ihre Praxis als Rechtsanwalt und Arzt zu beginnen — jedenfalls hat er für den einen oder den andern etwas Zweckentsprechendes gefunden."

Das lag so nahe und hatte so viel für sich, daß alle sofort die Annahme festhielten.

„Es ist angerichtet," meldete Josephine, und man kam erst jetzt dazu, sich in die verschiedenen Schlafzimmer zurückzuziehen und sich ein wenig zurechtzumachen.

Zehn Minuten später saß man in dem kleinen Speisezimmer im Erdgeschoß. Anfangs schwiegen alle, nach kurzer Zeit aber fing Herr Roland an seine eigne, mit so viel

Ueber der Meeresfläche, die wie ein ausgebreitetes blaues, leuchtendes, gold- und feuerschimmerndes Gewebe dalag, erhob sich in der angegebenen Richtung ein schwärzliches Wölkchen, das sich von dem rosig gefärbten Abendhimmel abhob, und unter dem dunklen Fleck konnte man einen einzigen Punkt wahrnehmen, der das Fahrzeug bedeuten mochte. Gegen Süden ließen sich zahlreiche kleine Rauchsäulen unterscheiden, die sich alle auf den Molo von Havre zu bewegten, von dem nur ein weißer Strich und der kerzengerade, am äußersten Ende aufsteigende Leuchtturm sichtbar waren.

„Sollte nicht heute die ‚Normandie‘ einlaufen?“ fragte der seekundige Vater.

„Ja, Papa,“ erwiderte Hans.

„Gib mir mein Perspektiv; ich glaube, daß sie's ist — da unten!“

Der Vater zog das Messingrohr aus, schraubte das Glas für sein Auge zurecht, suchte den Punkt und rief nach kurzem Hinsehen freudestrahlend: „Sie ist's, sie ist's! Ich erkenne die beiden Schornsteine ganz deutlich. Wollen Sie nicht auch durchsehen, Frau Rosémilly?“

Die junge Frau nahm das Glas, welches sie auf den Atlantischen Ozean im allgemeinen richtete und mit dessen Hilfe sie durchaus nur eine blaue Fläche sah, blau und immer blau und ringsherum einen vielfarbigen Kreis, wie ein runder Regenbogen und außerdem noch eine Art von Eklipsen, wunderliches Zeug, das ihr Schwindel verursachte.

„Ich habe leider mit Fernrohren nie viel anzufangen gewußt,“ sagte sie, das Instrument zurückgebend. „Mein Mann, der stundenlang am Fenster stehen konnte und die vorüberfahrenden Schiffe beobachten, ist oft genug böse darüber geworden.“

„Das muß an einem Fehler Ihrer Augen liegen,“ bemerkte Herr Roland ärgerlich, „denn mein Glas ist ganz ausgezeichnet.“

„Willst du es haben?“ setzte er, zu seiner Frau gewendet, hinzu.

„Nein, danke, ich weiß im voraus, daß ich nichts sehe.“

Wenn sie auch auf diesen Genuß verzichten mußte, so schien doch Frau Roland sich mehr als irgend jemand von der kleinen Gesellschaft der schönen Fahrt und des herrlichen Abends zu erfreuen. Sie war eine Frau von achtundvierzig Jahren, machte aber einen weit jüngeren Eindruck. Ihre kastanienbraunen Haare fingen erst seit kurzem an, sich mit ein wenig Grau zu vermischen, ihr Ausdruck war ruhig und verständig, dabei wohlwollend und zufrieden, daß es eine Freude war, sie anzusehen. Ihr Sohn Peter versicherte, daß sie den Wert des Geldes sehr genau kenne, was sie aber keineswegs verhinderte, auch den Reiz des Träumens und beschaulichen Sinnens zu würdigen; sie las gern, sowohl Romane als Gedichte, wobei sie freilich weniger den Kunstwert ihrer Lektüre schätzte, als die melancholisch-träumerische, weiche Stimmung, in welche dieselbe sie versetzte. Ein Vers, er konnte noch so unbedeutend und mangelhaft sein, ließ, wie sie zu sagen pflegte, alle Saiten ihres Herzens erklingen und erfüllte sie mit geheimnisvollem Sehnen, das fast so beseligend war, wie erfülltes Glück, und sie freute sich dieser Seelenregungen, die ihr im übrigen wie ein kaufmännisches Buch gehaltenes Innenleben einigermaßen bewegten. Seit ihrer Niederlassung in Havre fing sie an ziemlich rundlich zu werden, so daß die bis dahin äußerst schlanke Taille etwas gefährdet war.

Der heutige Ausflug zur See hatte sie ganz glücklich gemacht. Ohne eigentlich roh und boshaft zu sein, schnauzte ihr Mann sie beharrlich an, wie es die Tyrannen des Ladenstübchens ohne besondern Anlaß, ohne Zorn oder Haß zu thun pflegen, weil Kommandieren ihnen das Fluchen ersetzt. Vor jedem Fremden nahm er sich zusammen, in seiner Familie aber ließ er sich gehen und suchte Furcht und Schrecken um sich zu verbreiten, obwohl er eigentlich vor Gott und der Welt Angst hatte.

Um unnützen Lärm, Scenen und unerquickliche Auseinandersetzungen zu vermeiden, gab seine Frau unweigerlich nach und machte für sich nicht den geringsten Anspruch oder Wunsch geltend, und so kam es, daß sie auch seit langer Zeit nicht mehr gewagt hatte, Roland um eine Spazierfahrt auf

der „Perle“ zu bitten. Um so mehr hatte sie die Gelegenheit zu einer solchen mit Freuden begrüßt und sie genoß das seltene Vergnügen in hohem Maße, indem sie sich ganz und gar dem wonnigen Gefühl des sanften Dahingleitens auf der spiegelglatten Fläche überließ. Sie dachte nicht, sie schwelgte weder in Erinnerungen noch Hoffnungen, ihr Geist war wie ihr Körper eingewiegt und eingelullt von der weichen, schmeichelnden Bewegung der Wellen.

Als der Vater den Kommandoruf: „Vorwärts, an eure Plätze, die Ruder bereit!“ ertönen ließ, sah sie lächelnd, wie ihre Söhne, ihre zwei großen, kräftigen Jungen, die Röcke abwarfen und die Hemdärmel aufstülpten.

Peter, der den Damen zunächst saß, nahm das Ruder auf der Steuerbordseite, Hans das Backbord, und beide warteten dann auf das väterliche „Los“, denn daß alle Manöver regelrecht ausgeführt wurden und die ganze Geschichte korrekt seemännisch vor sich ging, war natürlich die Hauptsache.

Zu gleicher Zeit, mit einem Schlage, sanken die Ruder ins Wasser, weit zurückgebeugt holten die jungen Männer kraftvoll aus, und nun begann ein eifriger Wettstreit zwischen ihnen. Hinaus hatten sie sich des Segels bedient, aber jetzt rührte sich kein Lüftchen, und bei der Aussicht, ihre Kräfte miteinander zu messen, waren plötzlich männliche Eitelkeit und Ehrgeiz im Herzen der jungen Leute erwacht.

Wenn sie mit dem Vater allein zum Fischen hinausfuhren, ruderten sie, ohne daß gesteuert wurde, denn Roland machte indessen die Angeln zurecht und überwachte die Fahrt, deren Richtung und Tempo er zuweilen mit einem Worte oder einer Handbewegung angab. „Hans, nachlassen!“ „Peter, anziehen!“ oder auch: „Macht voran, alle beide, ein bißchen Armschmalz!“ genügte; der, welcher ins Träumen geraten war, zog dann mehr aus, der übergroße Eifer wurde gehemmt und das Boot hatte wieder die gehörige Richtung.

Heute wollten beide ihre Muskelkraft zur Geltung bringen. Peters Arm war behaart, etwas mager, aber *nervig*; Hans dagegen hatte einen runden, weißen, rötlich

schimmernden Arm, die Muskeln traten unter der Haut deutlich hervor.

Anfangs war Peter im Vorteil. Die Zähne aufeinander gepreßt, die Stirn in Falten gezogen, die Beine lang ausgestreckt, die Hände um das Ruder gekrampft, das sich bei jedem Schlag in seiner ganzen Länge bog, brachte er die „Perle“ auf die Seite des Ufers. Vater Roland, der sich in den Bug gesetzt hatte, um den Platz hinten den Damen zu überlassen, kam ganz außer Atem vor lauter: „Nummer Eins, sachte — Nummer Zwei, drauf!“ rufen, was nur zur Folge hatte, daß Nummer Eins seine wahnsinnigen Anstrengungen verdoppelte, während Nummer Zwei nicht im stande war, mit diesem tollen Ruderer Schritt zu halten.

Endlich befahl der Schiffsherr: „Stop!“ Die beiden Ruder hoben sich aus dem Wasser und Hans that auf Geheiß des Vaters ein paar Ruderschläge allein, um das Boot wieder in die gehörige Richtung zu bringen. Von jetzt an war er im Vorteil; er ward lebhafter und beteiligte sich wärmer, während Peter, von seinem krampfhaften Arbeiten außer Atem, an Kraft verloren hatte.

Viermal mußte der Vater noch sein „Stop“ wiederholen, um seinem Aeltesten eine Ruhepause zum Aufatmen zu verschaffen und das Boot richtigzustellen. Beschämt und ingrimmig stotterte der Doktor mit leichenblassem Gesicht und schweißtriefender Stirn: „Ich weiß nicht, was mir ist; ich muß einen Herzkrampf haben. Ich bin anfangs zu hastig gewesen und das hat mich erschöpft.“

„Soll ich nicht die Doppelruder nehmen und allein rudern?“ fragte Hans.

„Nein, danke, es wird schon vorübergehen.“

Etwas ärgerlich bemerkte die Mutter: „Ein rechter Unsinn, sich in solch einen Zustand zu bringen; du bist doch kein Kind.“

Er zuckte die Achseln und fuhr fort in seiner Arbeit.

Frau Rosémilly schien von alledem nichts zu sehen, nichts zu hören und nichts zu begreifen. Ihr zierliches Köpfchen machte die Bewegung des Schiffes mit und fuhr

rasch und anmutig bei jedem Ruderschlage ein wenig zurück, daß die zarten blonden Stirnhärchen lustig aufflogen.

Plötzlich rief Herr Roland: „Seht, seht, der ‚Prinz Albert‘ holt uns ein!“ Aller Augen wandten sich nach der Seite, wo der Southamptoner Dampfer, lang, nieder, beide Schornsteine zurückgelegt, mit den runden, gelben Lukenklappen, unter vollem Dampf daherrauschte, das Deck von Passagieren und geöffneten Sonnenschirmen wimmelnd. Flink und geräuschvoll peitschten die Räder das Wasser, das hoch aufschäumend zurückfiel. Das Boot sah aus, als ob es nicht rasch genug sein Ziel erreichen könne, dem es wie ein feuriger Renner zueilte, mit dem Vorderteile das Wasser kerzengerade durchschneidend, daß zwei dünne, durchsichtige Schaumlinien an seinem Rumpf entlang glitten.

Als der Dampfer in unmittelbare Nähe der „Perle“ kam, zog Herr Roland seinen Hut, schwenkte ihn grüßend, die Damen wehten mit ihren Taschentüchern und ein halbes Dutzend Sonnenschirme erwiderten diese Höflichkeit vom Deck des Postdampfers aus, der sich rasch entfernte und nur ein leichtes Wellengekräusel auf der glatten, leuchtenden Fläche zurückließ.

Von allen Seiten sah man nun Fahrzeuge mit oder ohne die kleine Rauchmütze dem weißen Hafendamm zueilen, der sie wie ein gieriger Riese zu verschlingen schien. Fischerbarken und große Segelschiffe mit leichten Masten, zum Teil von nicht wahrnehmbaren Bugsierschiffen gezogen, glitten am hellen Horizont hin und näherten sich langsam oder schnell dem gefräßigen Riesen, der von Zeit zu Zeit, wie übersättigt, eine ganze Flotte von Postschiffen, Zweimastern, Briggs, Goeletten, Dreimastern mit ihrem vielspitzigen Takelwerk in die offene See hinausschleuderte. Eilig entflohen die Dampfer nach rechts und links auf der weiten Fläche des Oceans, während die Segelschiffe, sobald die kleinen Schlepper, die sie in Bewegung gesetzt, sie im Stich ließen, unbeweglich da lagen und sich nun vom Topmast bis zur Bramstenge mit weißen oder braunen Segeln bekleideten, die im Licht der untergehenden Sonne blutigrot leuchteten.

Mit halbgeschlossenen Augenlidern sagte Frau Roland leise: „Gott, wie schön ist dieses Meer!“ worauf Frau Rosémilly mit einem Seufzer, der zwar sehr lang war, aber den Hörer nicht besonders traurig stimmte, die Bemerkung machte: „Ja gewiß, und doch kann es uns so viel Herzeleid anthun.“

„Da ist sie ja, die ‚Normandie‘, dort am Hafeneingang. Ein stolzes Schiff, nicht?“ rief Vater Roland, und fing dann an, seinen Fahrgästen die einzelnen Punkte der Küste da unten, jenseits der Seinemündung — „die Mündung ist zwanzig Kilometer breit,“ sagte er — zu bezeichnen und zu erklären. Er zeigte ihnen Villerville, Trouville, Houlgate, Luc, Arromanches, die Mündung des Flüßchens von Caëns, und machte sie auf die Calvadosfelsen aufmerksam, welche die Schiffahrt bis Cherbourg gefährden.

Hierauf erörterte er die Sandbänke in der Seine, welche sich von einer Flutzeit zur andern völlig umgestalten und selbst den Schiffersleuten von Quilleboeuf zu schaffen machen, sobald sie auch nur einen einzigen Tag den Kanal nicht befahren. Darauf folgte eine kleine Abhandlung über die Normandie im allgemeinen; er hob hervor, daß Havre genau die Grenze bilde zwischen der unteren Normandie, deren flache Ufer als fettes Weideland, Ackerfeld und Wiese bis ans Meer auslaufen, während der nördliche Teil der Provinz, die obere Normandie, im Gegenteil in senkrechten Felsen, als schroffes, stolzes, wild zerklüftetes Gestade gegen die See abfalle — eine gewaltige Mauer, in deren Ritzen sich überall ein Dorf oder ein Seehafen berge und einniste, so: Etretat, Fécamp, Saint-Valery, Le Tréport, Dieppe 2c.

Eingelullt von der weichen, wohligen Bewegung des Bootes, innerlich bewegt vom Anblick des unendlichen Meeres mit dem bunten Allerlei von Fahrzeugen, die dahinschossen, wie das Tier in seine Höhle, hörten die beiden Frauen nicht auf seine Erklärungen und Abhandlungen; in Schweigen versunken vor dem herrlichen, farbenschimmernden Schauspiel des Sonnenunterganges, in der Unendlichkeit von Wasser und Luft, vom Gefühl menschlicher Kleinheit ergriffen, sprach keine ein Wort, was aber den würdigen Seemann nicht abhielt, unaufhörlich weiterzuschwatzen. Er gehörte zu den

Leuten, die nichts aus ihrem Fahrwasser bringt, und hatte keine Ahnung von jener den Frauen eignen nervösen Stimmung, in der man, ohne sich Rechenschaft über das Warum zu geben, jedes unnütze Gerede als verletzend und roh empfindet.

Peter und Hans hatten ihr Gleichgewicht wieder gefunden und ruderten gemächlich mit leisen, langen Zügen, und winzig klein neben den hohen, mächtigen Schiffen, lief die „Perle" in den Hafen ein. Sobald sie am Quai anfuhr, war Papagris, ihr alter Hüter, der sie erwartet hatte, den Damen beim Aussteigen behilflich, und man ging der Stadt zu. Eine zahlreiche, vergnügliche Menschenmenge, wie sie allabendlich zur Flutzeit sich am Damme zusammenfindet und drängt, war ebenfalls im Heimweg begriffen.

Frau Roland und die junge Witwe gingen voraus, die drei Herren folgten. In der Rue de Paris blieben die Damen manchmal vor einem Juwelierladen oder dem Schaufenster eines Putzgeschäftes stehen, tauschten ihre Ansichten über einen Hut oder ein Armband aus und setzten dann ihren Weg fort.

Auf dem Börsenplatze hielt Roland inne, um sich, wie er das täglich zu thun pflegte, das Bassin du Commerce zu betrachten, in welchem, Rumpf an Rumpf gedrängt, in vier bis fünf Reihen die Schiffe nebeneinander liegen.

Längs des mehrere Kilometer langen Quais erhebt sich Mast an Mast, Rahe an Rahe, als ob hier, mitten im Herzen der Stadt, ein lebloser, toter Wald gen Himmel starrte, und über diesen laub- und astlosen Bäumen kreist die Seemöwe und lauert auf jedes Stück Küchenabfall, das ins Wasser geworfen wird, um blitzschnell, wie ein herabgeschleuderter Stein, darauf niederzustoßen, und ein Schiffsjunge, der am äußersten Ende einer Oberbramstenge einen Block festbindet, sieht wahrhaftig aus, als wollte er Vogelnester ausnehmen.

„Wollen Sie nicht mit uns nach Hause kommen und mit unsrem einfachen Mahl vorlieb nehmen — es wäre doch hübsch, wenn wir den Tag gemeinsam beschließen könnten?" fragte Frau Roland ihre junge Freundin.

„Von Herzen gern — ich nehme Ihre Einladung ohne weiters an. Es wäre gar so traurig, jetzt in meine leeren vier Wände zurückzukehren.“

Peter, welcher Frage und Antwort mit angehört hatte und der etwas gereizt war über die Gleichgültigkeit, mit welcher die hübsche Frau ihn behandelte, sagte halblaut vor sich hin: „Aha, die Witwe nistet sich gehörig ein.“

Er hatte seit einigen Tagen angefangen, nicht anders von ihr zu sprechen, als von „der Witwe“, und wenn dies Wort auch an und für sich keine schlimme Bedeutung hatte, so brachte es doch Hans immer in Harnisch, weil er den Ton, in dem es gesprochen wurde, boshaft und verletzend fand.

Ohne ein Wort zu wechseln, waren die drei Herren an der häuslichen Schwelle in der Rue Belle-Normande angelangt; das Haus war schmal und enthielt ein Erdgeschoß und zwei kleine Stockwerke. Das Dienstmädchen, eine neunzehnjährige ländliche Dienerin für geringen Lohn mit entsprechenden Leistungen, öffnete die Thür, machte sie wieder zu, stieg hinter ihrer Herrschaft in den eine Treppe hoch gelegenen Salon hinauf und meldete erst dort, indem sie von ihrem Talente, verblüfft und dumm dreinzuschauen, den ausgiebigsten Gebrauch machte: „Es ist ein Herr schon dreimal dagewesen.“

Der Hausherr, welcher überhaupt nur brüllend und fluchend mit ihr verkehrte, donnerte: „Wer ist dagewesen, in Kuckucks Namen?“

Die stimmlichen Kraftanstrengungen ihres Dienstherrn verfehlten stets jegliche Wirkung auf Josephinens Gemüt, und sie erwiderte mit Ruhe: „Ein Herr vom Herrn Notar!“

„Von was für einem Notar?“

„Vom Herrn Notar Canu.“

„Und was hat dieser Herr gesagt?“

„Daß der Herr Canu heute abend selbst kommen werde, hat er gesagt.“

Herr Lecanu war der Notar und auch einigermaßen der Freund Herrn Rolands, dessen Geschäfte er besorgte. Daß er seinen Besuch für heute abend noch in Aussicht gestellt hatte, deutete unbedingt darauf hin, daß es sich um

eine dringende Angelegenheit von nicht geringer Wichtigkeit handelte, und die vier Glieder der Familie Roland blickten einander mit jenem Unbehagen an, das den bescheidenen Rentier gewöhnlich ergreift, sobald es sich um die Einmischung eines Notars handelt, dessen Titel ihm Verträge, Erbschaften, Prozesse und derlei mehr oder weniger wünschenswerte Dinge vor die Seele ruft. Nach einigem Nachsinnen bemerkte das Familienhaupt: „Was kann denn das zu bedeuten haben?“

„Eine Erbschaft, verlassen Sie sich darauf,“ lachte Frau Rosémilly. „Ich bringe Glück!“

Da durchaus keine folgenreichen Todesfälle in der Familie zu hoffen waren, fand der Gedanke wenig Anklang, doch machte sich Frau Roland, die ein vorzügliches Gedächtnis für noch so weitverzweigte Verwandtschaft besaß, sofort daran, im Kopfe alle Linien ihrer und ihres Mannes Familie bis ins zehnte und zwölfte Glied durchzugehen.

„Sag doch, Vater“ (sie nannte ihren Mann zu Hause immer „Vater“, vor Fremden meist Herr Roland), „sag doch, wen hat Joseph Lebru in zweiter Ehe geheiratet?“

„Eine kleine Duménil, die Tochter eines Papierfabrikanten.“

„Sind Kinder aus dieser Ehe da?“

„Das will ich meinen, wenigstens vier oder fünf.“

„Nein; dann ist von der Seite nichts zu erwarten,“ bemerkte sie, und nun fuhr sie fort, den Stammbaum der Rolande nachzuforschen, was sie so ausschließlich in Anspruch nahm, daß sie nicht einmal daran dachte, ihren Hut abzulegen. Dabei ward sie immer eifriger und erwärmte sich mehr und mehr bei dem Gedanken, wie erfreulich es wäre, wenn ihnen ein bißchen Wohlstand so schlechtweg aus den Wolken fallen wollte, so daß Peter, der ihren Hang zum Träumen kannte und der die schmerzliche Enttäuschung voraussah, die notwendig eintreten mußte, wenn diese hochgespannten Erwartungen sich nicht verwirklichten, die Nachricht des Notars sich vielleicht als eine unerfreuliche herausstellte, es für passend hielt, einen Dämpfer aufzusetzen.

„Steigere dich nur nicht in solche Ideen hinein, Mama,

die Zeiten der Onkel aus Amerika sind vorüber. Mir ist viel wahrscheinlicher, daß es sich um eine Heirat für Hans handeln wird.“

Alle waren überrascht von diesem Gedanken, der viel Einleuchtendes hatte; Hans fühlte sich peinlich berührt, daß sein Bruder denselben in Frau Rosémillys Gegenwart hatte verlauten lassen.

„Weshalb soll sich denn ein solcher Plan gerade auf mich beziehen? Die Vermutung ist zum mindesten höchst anfechtbar. Du bist der Aeltere, also versteht sich's von selbst, daß man zuerst an dich denken wird. Ueberdies heirate ich nicht.“

„Du bist also verliebt?“ fragte Peter mit spöttischem Lachen.

„Muß man notwendigerweise verliebt sein, wenn man sagt, daß man noch keine Lust zum Heiraten hat?“ gab der Bruder verstimmt zurück.

„Ach! Nun laß ich mir's gefallen. Du hattest vorhin das ‚noch‘ ausgelassen — das ‚noch‘ macht alles gut, du wartest also vorderhand.“

„Nimm's, wie du willst.“

Das Familienhaupt, welches bis jetzt schweigend zugehört hatte, war mit einemmal auf eine höchst wahrscheinliche Lösung des Rätsels gestoßen.

„Du lieber Himmel, sind wir dumm, uns so die Köpfe zu zerbrechen,“ rief er. „Der Notar weiß ja doch, daß Peter und Hans geeignete Wohnungen suchen, um ihre Praxis als Rechtsanwalt und Arzt zu beginnen — jedenfalls hat er für den einen oder den andern etwas Zweckentsprechendes gefunden.“

Das lag so nahe und hatte so viel für sich, daß alle sofort die Annahme festhielten.

„Es ist angerichtet,“ meldete Josephine, und man kam erst jetzt dazu, sich in die verschiedenen Schlafzimmer zurückzuziehen und sich ein wenig zurechtzumachen.

Zehn Minuten später saß man in dem kleinen Speisezimmer im Erdgeschoß. Anfangs schwiegen alle, nach kurzer Zeit aber fing Herr Roland an seine eigne, mit so viel

Beifall aufgenommene Mutmaßung wieder in Zweifel zu ziehen.

„Schließlich, weshalb hat er nicht geschrieben?“ bemerkte er. „Weshalb hat er dreimal seinen Gehilfen geschickt? Weshalb kommt er denn jetzt noch selbst?“

Peter konnte daran nichts Auffallendes finden.

„Höchst wahrscheinlich muß er sofort Antwort haben, vielleicht handelt es sich auch um einige Bedingungen, die vertraulicher Art sind, und die Herr Lecanu nicht gern schriftlich erörtern wollte!“

Die ganze Familie war nicht im stande, sich von diesem Ideenkreis loszureißen, und zugleich empfanden alle die Gegenwart einer Fremden bei einer derartigen Unterredung störend und bereuten, Frau Rosémilly zum Bleiben aufgefordert zu haben.

Kaum hatte man sich wieder in den Salon hinaufbegeben, als der Notar gemeldet wurde. Herr Roland eilte ihm entgegen: „Willkommen, verehrter Freund, willkommen!“

Frau Rosémilly erhob sich und versicherte, daß sie sich sehr ermüdet fühle und nach Hause gehen wolle. Die äußerst schwachen Versuche, sie an der Ausführung dieses Entschlusses zu hindern, wies sie bestimmt zurück und sie ging, ohne daß einer der drei Herren ihr seine Begleitung angeboten hätte, was sonst immer geschah.

Frau Roland war in liebenswürdigster Weise um den neuen Gast bemüht.

„Darf ich Ihnen eine Tasse Kaffee anbieten, Herr Notar?“

„Nein, danke, ich komme eben von Tisch.“

„Aber vielleicht eine Tasse Thee?“

„Das will ich nicht verschwören, aber bitte erst etwas später; wir wollen zuerst unsre Geschäfte besprechen.“

Diesen Worten folgte ein so tiefes Schweigen, daß das Ticken der Wanduhr und das Geklapper, welches Josephine, die viel zu dumm war, um an den Thüren zu horchen, in den unteren Regionen beim Geschirraufwaschen verursachte, *mit unheimlicher* Deutlichkeit vernehmbar waren.

Der Notar begann: „Haben Sie in Paris einen gewissen Herrn Marschall, Léon Marschall, gekannt?“

Aus Einem Mund riefen Herr und Frau Roland: „Gewiß, gewiß!“

„Er war mit Ihnen befreundet?“

„Der beste Freund, den ich überhaupt besitze, Herr Notar,“ versicherte Vater Roland; „nur ist er leider einer jener einseitigen, eigensinnigen Pariser, die nicht von ihren Boulevards wegzukriegen sind, weshalb wir ihn seit unserm Wegzug von der Hauptstadt nicht mehr gesehen haben. Mit der Korrespondenz war's auch nicht weit her, wie das so zu gehen pflegt, wenn man sich nicht mehr sieht. . . .“

Mit ernster Stimme fuhr der Notar fort: „Herr Marschall ist nicht mehr!“

Mann und Frau zeigten gleichzeitig jenes wehmütige Erschrecken, das man mit mehr oder weniger Wärme und Wahrheit, immer aber unverzüglich an den Tag zu legen pflegt, wenn man eine solche Nachricht erhält.

„Ein Pariser Kollege,“ fuhr Herr Lecanu fort, „hat mir soeben den wesentlichen Inhalt seines Testaments mitgeteilt, wonach er Ihren Sohn Hans, Herrn Hans Roland, zu seinem Haupterben gemacht hat.“

Das Erstaunen war so groß, daß keins der Anwesenden Worte fand.

Frau Roland, die zuerst ihre Erregung bemeistern konnte, stammelte: „Mein Gott, der arme Léon . . . unser armer Freund . . . mein Gott . . . mein Gott . . . tot!“

Thränen traten ihr in die Augen, jene lautlosen Thränen der Frauen, die klaren Schmerzenstropfen, die aus der Tiefe des Herzens quellen und von wahrem Leid zeugen. Ihr Gatte beschäftigte sich weniger mit der traurigen Seite dieses Verlustes, als mit den angenehmen Aussichten, die sich an denselben knüpften, doch empfand er eine gewisse Scheu, sofort nach den einzelnen Bestimmungen des Testaments oder nach der genauen Summe des Vermögens zu fragen, und um sich allmählich dem eigentlich interessanten Thema zu nähern, begann er: „Woran ist denn der arme Marschall gestorben?“

Leider konnte Herr Lecanu über diesen Punkt durchaus keine Auskunft geben.

„Ich weiß nur,“ sagte er, „daß der Testator, der keine Leibeserben hinterläßt, sein ganzes Vermögen, das in dreiprocentigen Obligationen angelegt, einen jährlichen Zins von etwa zwanzigtausend Franken abwirft, Ihrem zweiten Sohn, den er von Kindesbeinen an gekannt und den er dieses Vermächtnisses würdig glaubt, bestimmt hat. Sollte Herr Hans sich weigern, die Erbschaft anzutreten, so würde das Vermögen den Waisen- und Findelhäusern zufallen.“

Länger konnte Herr Roland seine Herzensfreude nicht mehr verbergen.

„Sapperlot! Das war ein famoser Einfall von dem guten Mann! Ich meinerseits, wenn ich kinderlos wäre, würde den wackern Freund sicherlich auch nicht vergessen haben.“

„Es hat mir wirklich Freude gemacht,“ bemerkte der Notar lächelnd, „Ihnen persönlich Mitteilung von der Sache zu machen. Es gibt doch nichts Schönres, als der Ueberbringer einer frohen Botschaft zu sein.“

Daß diese frohe Botschaft, bei Licht betrachtet, die Nachricht vom Tode eines Freundes, Herrn Rolands nächstem Freund war, hatte der vortreffliche Mann dabei übersehen, wie auch Herr Roland selbst die kurz vorher so stark betonte Innigkeit dieser Beziehungen vergessen zu haben schien.

Die Mutter und die Söhne hielten dagegen eine ernste, traurige Stimmung fest. Frau Roland weinte fort und fort, trocknete sich die Augen und drückte ihr Tuch gegen die Lippen, wie um ein Schluchzen zu ersticken.

Der Doktor ging im Zimmer auf und ab und sagte halblaut: „Er war ein braver Mann, gut und liebevoll. Wie oft hat er uns nicht zu Tisch eingeladen, meinen Bruder und mich.“

Hans, der mit weitgeöffneten, leuchtenden Augen dasaß, strich seiner Gewohnheit nach mit einer Hand den großen blonden Vollbart, als wollte er ihn in die Länge ziehen und möglichst schmal zusammenpressen. Zweimal schon hatte er die Lippen bewegt, um etwas zu sagen, schien aber nur mit

ziemlicher Schwierigkeit die gesuchten schicklichen Worte finden zu können, und brachte schließlich nichts als die Bemerkung zu stande: „Er hat mich sehr lieb gehabt. So oft ich ihn besuchte, hat er mich geküßt.“

Die Gedanken des Vaters bewegten sich in rascherem Tempo und galoppierten längst dieser Erbschaft entgegen, diesem Vermögen, das seinem Sohne schon gehörte, das nur hinter der Thür versteckt stand und jeden Augenblick auf sein Geheiß hereinströmen konnte.

„Es wird doch keine Schwierigkeiten geben?“ fragte er plötzlich. „Keinen Prozeß? Keine Testamentsanfechtung?“

Herr Lecanu erklärte, ohne irgend eine Besorgnis zu zeigen: „Dem Berichte meines Pariser Kollegen zufolge ist alles in schönster Ordnung. Herr Hans braucht die Erbschaft einfach anzutreten.“

„Vortrefflich, vortrefflich. . . . Das Vermögen ist sicher angelegt?“

„Ganz sicher.“

„Die nötigen Formalitäten sind alle erfüllt?“

„Gewiß, alle.“

Unwillkürlich, halb unbewußt überkam den alten Juwelier ein Gefühl der Scham, daß er diese Erkundigungen gar so hastig eingezogen, und er sagte entschuldigend: „Sie können sich ja wohl denken, daß ich nach diesen Dingen nur frage, um meinem Sohn späterhin Unannehmlichkeiten zu ersparen, von denen er keine Ahnung hat. In solchen Fällen können Schulden da sein, allerhand verwickelte Geschichten, was weiß ich? Schließlich rennt man sich in lauter Schwierigkeiten hinein und bleibt drin hängen wie im Dorngestrüpp. Mich persönlich berührt die Sache ja wenig, aber ich denke natürlich an meinen Kleinen.“

Die ganze Familie nannte Hans „den Kleinen“, und die Thatsache, daß er seinem Bruder bedeutend über den Kopf gewachsen war, hatte dieser Gewohnheit nichts anhaben können.

Nun war es, als ob Frau Roland, die aus einem Traum zu erwachen schien, etwas ganz Fernliegendes, schon fast Vergessenes einfiele, wovon sie vor langer Zeit einmal gehört

ohne sich noch mit Sicherheit daran zu erinnern, und sie fragte stotternd: „Haben Sie nicht gesagt, daß unser armer Freund, Herr Marschall, meinem kleinen Hans sein Vermögen hinterlassen habe?"

„Allerdings, Frau Roland!"

„Das macht mir große Freude," sagte sie einfach, „denn es beweist, daß er uns sehr lieb gehabt hat."

Roland war aufgestanden.

„Soll mein Sohn sofort unterzeichnen, daß er die Erbschaft antritt?" fragte er.

„Nein ... nein, mein lieber Freund! Das machen wir morgen auf meinem Büreau ab, um zwei Uhr, wenn Ihnen die Zeit paßt?"

„Natürlich, vollkommen, sehr angenehm."

Auch Frau Roland hatte sich erhoben; unter Thränen lächelnd trat sie auf den Notar zu und fragte, die Hand auf seine Stuhllehne legend und ihn mit einem mütterlichen Blick gerührter Dankbarkeit ansehend: „Wie wäre es jetzt mit einer Tasse Thee, Herr Lecanu?"

„Die würde ich mit Dank annehmen, liebe Frau Roland."

Das Mädchen wurde gerufen und brachte zuerst trockene Biskuits in einer großen Blechbüchse, dieses fade, brüchige englische Gebäck, das für Papageienschnäbel bestimmt scheint, und dessen solide Metallverpackung immer an eine Reise um die Welt gemahnt.

Nach einer Weile brachte sie die unvermeidlichen grauen, zierlich im Quadrat gefalteten Theeservietten, deren berechtigte Eigentümlichkeit es ist, in sparsamen Familien nie gewaschen zu werden, und ein dritter Gang hatte Zuckerdose und Tassen zur Stelle gefördert, worauf Josephine sich zurückzog, um Wasser siedend zu machen.

In Erwartung des Thees saß die Gesellschaft beisammen; niemand fand einen Gesprächsstoff; jeder hatte viel zu denken und nichts zu sagen. Nur Frau Roland bemühte sich, ihren Gast mit landläufigen Phrasen zu unterhalten, schilderte ihm die heutige Bootfahrt und sang das Lob der „Perle" und der hübschen Frau Rosémilly.

„Reizend, reizend!“ pflichtete ihr der Notar mehrfach bei.

Papa Roland, der die Lippen zum Pfeifen gespitzt und die Hände in den Hosentaschen an dem Marmorgesims des Kamins lehnte, wie es in kalten Wintertagen, wenn ein lustiges Feuer in demselben prasselte, seine Gewohnheit war, mußte sich die größte Gewalt anthun, um seine Freude nicht in Anwesenheit des Fremden in hellen Jubel ausbrechen zu lassen.

In zwei ganz gleichen Lehnstühlen, zur Rechten und zur Linken des in der Mitte befindlichen kleinen Tisches, die Beine in ganz gleicher Weise übereinander gelegt, saßen die beiden Brüder und starrten beide ins Leere, allerdings mit sehr verschiedenem Gesichtsausdruck.

Endlich erschien der Thee. Der Notar nahm eine Tasse, versah sich mit Zucker und tauchte seinen kleinen „Cake“ der hartnäckig jedem Versuch, sich trocken zerbeißen zu lassen, widerstand, ein, trank aus, stand auf, drückte allen die Hand und empfahl sich.

„Also, wie wir's verabredet, morgen um zwei Uhr bei Ihnen,“ wiederholte der Hausherr.

„Morgen um zwei Uhr, wenn ich bitten darf,“ sagte Herr Lecanu unter der Thür.

Hans hatte kein Wort gesprochen.

Das Schweigen dauerte noch eine Weile, als die Familie allein war, bis der Vater dem Sohne kräftig mit den flachen Händen auf beide Schultern schlug und rief: „Ha, du verdammter Duckmäuser, was fällst du deinem Vater nicht um den Hals?“

„Unumgänglich nötig schien mir das eben nicht,“ sagte Hans lächelnd und den Vater herzlich küssend.

Der wackere Mann kannte sich nicht mehr vor Fröhlichkeit. Er lief im Zimmer umher, trommelte mit seinen ungeschickten Fingern auf alle Möbel, drehte sich auf dem Absatz und wiederholte unaufhörlich: „Das nenn' ich Glück haben! So ein Glück — na das Glück!“

„Ihr seid früher sehr befreundet gewesen mit diesem Herrn Marschall?“ fragte Peter.

„Und ob!“ erwiderte der Vater. „Jeden Abend war er bei uns, und du mußt dich doch erinnern, wie oft er dich,

wenn ein freier Tag war, von der Schule abgeholt und dich abends nach dem Essen wieder hinbegleitet hat. Da fällt mir ein, an dem Morgen, als Hans zur Welt kam, war er auch bei uns, und er selber war's, der den Arzt geholt hat. Er hatte mit uns gefrühstückt, als deine Mutter sich plötzlich unwohl fühlte — natürlich wußten wir sofort, um was es sich handelte, und er stürzte davon, zum Arzt, so eilig, daß er sogar meinen Hut statt des seinigen nahm. Wir haben nachher oft darüber gelacht, deshalb weiß ich's noch so genau. Möglich, daß ihm die kleine Geschichte noch vor seinem Tod eingefallen ist und daß er sich gesagt hat: „Ich habe meinen Teil dazu beigetragen, daß der Junge auf die Welt gekommen ist, ich will ihm das Leben auch angenehm machen!"

Ganz in ihren Lehnstuhl versunken, schien Frau Roland, weit ab von den Ihrigen, alten Erinnerungen nachzuhängen, und wie im Selbstgespräch sagte sie halblaut vor sich hin: „Ach, er war ein treuer Freund, wahr, aufopfernd und echt — ein Mann, wie man ihn selten findet in dieser flüchtigen Zeit."

Hans war aufgestanden.

„Ich will ein wenig frische Luft schöpfen," sagte er.

Der Vater war überrascht und wollte ihn nicht gehen lassen; hätte er doch für sein Leben gern das große Ereignis wieder und wieder besprochen, Pläne geschmiedet und Entschlüsse gefaßt, allein der junge Mann war eigensinnig, behauptete, sich mit jemand verabredet zu haben, und versicherte, daß man, bis die Erbschaft da sei, noch hinreichend Zeit haben werde, sich über alles zu verständigen. Er hatte das Bedürfnis, allein zu sein, sich zu sammeln, und ging. Peter aber erklärte gleich darauf, daß er auch im Sinne habe, auszugehen, und verließ das Haus wenige Minuten nach seinem Bruder.

Sobald das Ehepaar allein war, küßte Herr Roland seine Frau mehrmals auf beide Wangen und sagte, einem ihm schon häufig gemachten Vorwurf begegnend: „Siehst du wohl, Liebe, daß es ganz und gar nicht nötig gewesen ist, noch länger in Paris zu bleiben und mich für die Kinder abzurackern, statt hier meiner Gesundheit zu leben — das *Geld fällt uns* ja nur so in den Schoß."

„Es fällt Hans in den Schoß," sagte sie plötzlich sehr ernst werdend, „aber Peter?"

„Peter? Ach, der ist ja Arzt, der wird ein schönes Stück Geld verdienen . . . laß ihn nur machen . . . und dann, sein Bruder kann ihm ja unter die Arme greifen, das versteht sich."

„Nein. Das würde er niemals annehmen. Die Erbschaft ist für Hans bestimmt, ausschließlich für Hans, und Peter ist dadurch sehr benachteiligt."

Der Biedermann war etwas verblüfft über diese Lesart.

„Ah bah! Da bedenken wir ihn in unserm Testament reicher als den Kleinen."

„Nein. Das wäre abermals eine Ungerechtigkeit."

„Nun denn, so laß mich zufrieden!" schrie der Gatte ärgerlich. „Was soll denn ich dabei thun? Kann ich etwa dafür, daß es so gekommen? Du hast doch ein wahres Talent, an allen Dingen die unangenehme Seite herauszufinden und mir jede Freude zu verderben. So, jetzt gehe ich zu Bett. Gute Nacht. Du magst sagen, was du willst — ein Glücksfall ist's, eine famose Geschichte!"

Und damit zog er sich zurück, seelenvergnügt trotz aller Bedenken und ohne ein Wort des Bedauerns für den ihm teuer gewesenen verstorbenen Freund, der sich im Sterben so großmütig gezeigt. Frau Roland aber blieb, in tiefe Gedanken versunken, noch lange im Salon und bemerkte nicht einmal, daß der Docht der Lampe aus Oelmangel zu kohlen anfing.

Zweites Kapitel.

Nachdem er das Haus verlassen, hatte sich Peter nach der Hauptstraße von Havre, der geräuschvollen, hell beleuchteten, belebten Rue de Paris, gewendet. Vom Meer herüber kam ein frischer Luftzug, der ihm die Stirn kühlte, und

langsam, die Hände auf dem Rücken, den Stock unterm Arm, schlenderte er dahin.

Es war ihm nicht wohl zu Mute, er fühlte sich gedrückt, verstimmt, wie wenn man eine schlechte Nachricht erhalten hat. Ohne sich klar zu sein, was ihn bedrückte, ohne sagen zu können, woher dies Heruntergestimmtsein, dies Gefühl der Zerschlagenheit eigentlich komme, litt er darunter. Es that ihm etwas weh, er wußte selbst nicht was; er hatte eine schmerzende Stelle an sich, die er nicht bezeichnen konnte, eine jener lästigen kleinen Hautritze, die, kaum sichtbar, uns doch so peinlich werden, uns müde, gereizt und verdrießlich machen; ein unausgesprochenes, unbestimmtes Schmerzgefühl, ein Samenkorn wahren Kummers.

Als er auf dem Theaterplatz stand, lockte ihn das Café Tortoni und er ging auf die glänzend erleuchtete Fassade zu; im Begriff, einzutreten, besann er sich aber, daß er hier Freunde, Bekannte, kurz Menschen, mit denen er sprechen müßte, finden würde, und ein heftiger Widerwille vor solch leerem Geschwätz, vor der wertlosen Kameradschaft, wie sie sich im Café anknüpft, ergriff ihn. Er wandte sich um und ging in der Hauptstraße weiter, dem Hafen zu.

„Wo könnte ich denn hingehen?“ fragte er sich, vergeblich ein Ziel suchend, das in seinem gegenwärtigen Gemütszustande einen Reiz für ihn gehabt hätte. Das Alleinsein verdroß ihn, und doch wollte er mit keinem Menschen zusammentreffen. Auf dem großen Quai angelangt, zauderte er noch einmal, dann schritt er entschlossen dem Hafendamme zu; er hatte sich für die Einsamkeit entschieden.

Als er auf dem Wellenbrecher über eine Bank stolperte, setzte er sich, offenbar schon müde vom Gehen und seines Spazierganges überdrüssig, ehe er ihn gemacht.

Die Frage: „Was ist [illegible] heute abend?“ stieg endlich in ihm auf, und er [illegible] seiner Erinnerung nach einem erlittene[illegible] wie man einen Kranken aus[illegible]s zu entdecken.

Er war von[illegible] sonnen zu *gleicher Zeit* [illegible]ssen, dann

aber nachdenklich zu werden und die eignen Impulse zu tadeln oder zu billigen, im ganzen aber gewann doch immer wieder die erstere Naturanlage die Oberhand, und das Temperament war mächtiger als der klar urteilende Verstand.

Er sann und sann, woher diese Nervenabspannung, diese innere Unruhe, dies Bedürfnis, etwas zu unternehmen, ohne doch zu irgend etwas Lust zu haben, das Verlangen, jemand um sich zu haben, nur um ihm widersprechen zu können, und wiederum der Widerwillen gegen jeden Menschen, der ihm allenfalls aufstoßen, gegen jedes Wort, das derselbe ihm möglicherweise sagen könnte, all diese widerstreitenden Empfindungen rühren könnten, und plötzlich fragte er sich: „Sollte deines Bruders Erbschaft die Veranlassung sein?"

Unmöglich war es nicht. Als der Notar seine Eröffnungen gemacht, hatte er sein Herz heftiger schlagen gefühlt als sonst. Ohne Zweifel ist der Mensch nicht immer Herr seiner selbst und ist unwillkürlichen Regungen unterworfen, gegen die er vergebens ankämpft.

Er dachte mit großem Ernst über das physiologische Problem nach, daß eine Thatsache auf den natürlichen Menschen einen Eindruck machen, einen Ideengang hervorrufen, schmerzliche oder fröhliche Empfindungen wecken kann, die ganz im Gegensatz zu dem stehen, was der durch Erziehung und Bildung dem eignen Ich überlegen gewordene Verstand, unser bewußtes Denken, für wünschenswert, gut und heilsam hält.

Dann suchte er sich in den Seelenzustand des Sohnes zu versetzen, dem urplötzlich ein großes Vermögen zufällt, der sich nun in vollem Maß all die lang gewünschten Freuden und Genüsse gönnen darf, welche die ängstliche Sparsamkeit eines trotzdem geliebten Vaters ihm bisher versagte.

Jetzt stand er auf und schritt weiter bis ans Ende des Dammes. Ihm war leichter ums Herz, es that ihm wohl, sich selbst zu verstehen, sich ertappt, den „Andern", der in jedem von uns steckt, entlarvt zu haben.

„Neidisch bin ich also auf Hans gewesen," dachte er,

„das ist niedrig und erbärmlich, aber ich weiß, daß es wahr ist. Vielleicht war's auch Eifersucht, denn der erste Gedanke, der mir durch den Sinn fuhr, war, daß er jetzt Frau Rosémilly heiraten würde. Und doch bin ich wahrhaftig in diese kleine Pute mit ihrer nüchternen Klugheit, die einem das Vernünftigsein für alle Zeit verleiden könnte, nicht verliebt — es ist also gegenstandslose Eifersucht, der Neid an sich, nur um seiner selbst willen. Das muß im Auge behalten werden."

Er kam an den Signalmast, der die Höhe des Wasserstandes im Hafen angibt, und zündete ein Streichholz an, um die Liste der von hoher See signalisierten Schiffe, die mit der nächsten Flut einlaufen sollten, lesen zu können. Man erwartete Dampfer von Brasilien, La Plata, Chili und Japan, zwei dänische Briggs, eine norwegische Goelette und einen türkischen Dampfer, was Peter im ersten Augenblicke so verwunderlich vorkam, als ob er gelesen hätte: „einen Schweizer Dampfer" und ihm die Vorstellung eines ungeheuren Schiffes mit lauter beturbanten Männern, die in roten Pumphosen im Takelwerk herumkletterten, erweckte.

„Wie dumm," sagte er sich, „was ist denn da Wunderliches dabei? Die Türken sind ja ein seefahrendes Volk."

Nachdem er wieder ein paar Schritte weiter gegangen, stand er still, um sich die Reede zu betrachten. Von der Höhe zu seiner Rechten, über Saint-Adresse, sandten die beiden Leuchttürme vom Kap de la Hève, ungeheuerlichen Zwillingsriesen ähnlich, den Strahl ihres elektrischen Lichtes in die weite Ferne hinaus. Von ihren nebeneinander gelegenen Lichtquellen ausgehend, glitten die zwei leuchtenden Streifen an dem senkrechten, zerklüfteten Ufer herab und verschwanden am fernen Horizont, riesenhaften Kometenschweifen ähnlich. An den beiden Enden des Hafendammes bezeichneten zwei kleinere Leuchtfeuer, zwerghaft neben jenen Lichtriesen, Havres Hafeneinfahrt, und weiter hinunter, jenseits der Seine, sah man ihrer noch viele, die einen mit festem Feuer, die andern bald hell aufleuchtend, bald sich verfinsternd wie ein Auge, das sich öffnet und schließt. Und Augen waren es ja auch, gelbe, rote, grüne Augen, die das von Schiffen wimmelnde, dunkle

Meer treu bewachten, die lebendigen Augen der gastfreundlichen Mutter Erde, deren durch einen unwandelbaren, zuverlässigen Mechanismus geregeltes Heben und Senken der Wimpern dem Seemann sagte: „Ich bin es — ich bin Trouville, ich bin Honfleur, ich bin der Fluß von Pont-Audemer,“ und alle andern beherrschend, so hoch, daß man geneigt war, ihn für einen Planeten zu halten, wies von luftiger Höhe der Leuchtturm von Etouville den Weg durch die bedenklichen Sandbänke der breiten Strommündung nach Rouen.

Auf dem düsteren, unbegrenzten Wasserspiegel, der weit lichtloser dalag als der Himmel, glaubte man da und dort einen Stern blitzen zu sehen. Nah und fern, winzig klein, weiß, grün oder rot zuckten die kleinen Lichter in dem nebligen Dunst, der über der Wasserfläche ruhte. Die meisten blieben unbeweglich, einzelne schienen eilig dahinzuhuschen, es waren teils Signallaternen von Fahrzeugen, die sich draußen vor Anker gelegt, um die Flut abzuwarten, teils von solchen, die noch auf der Suche nach Ankergrund unterwegs waren.

In diesem Augenblick stieg der Mond hinter der Stadt herauf wie ein gewaltiges, ewiges Leuchtfeuer, das am Firmament die zahllose Flotte der Sterne leitet und lenkt.

Peter konnte es nicht lassen, er mußte mit fast lauter Stimme vor sich hinsagen: „Und wir kleines Menschenvolk machen aus jeder Mücke einen Elefanten.“

Plötzlich sah er in seiner unmittelbaren Nähe, in der weiten, dunkeln Kluft, die sich zwischen den beiden Endpunkten des Dammes aufthat, einen Schatten, einen phantastischen riesenhaften Schatten dahingleiten. Sich über die granitene Brustwehr beugend, erkannte er, daß es eine Fischerbarke war, die lautlos, ohne daß eine Stimme vernehmbar geworden wäre, ohne daß man den Kiel die Wellen brechen oder das Ruder plätschern gehört hätte, einlief, sanft dahergetrieben von ihrem hohen braunen Segel, das die leichte Brise vom offenen Meere her aufblähte.

„Wer immer und immer so dahin treiben könnte. Vielleicht, daß man dann Ruhe fände,“ dachte der einsame Wanderer, der nun auf einmal auf der Brüstung des Molo eine Gestalt sitzen sah.

Neugier, zu wissen, wer gleich ihm hier die Einsamkeit gesucht habe, ergriff ihn, ein Nachtwandler, ein Verliebter, ein Weltweiser, ein vom Glück Trunkener oder ein tiefbekümmertes Menschenkind. Wer konnte das wissen? Er trat näher und erkannte seinen Bruder.

„Du bist's, Hans, sieh mal an!“

„Du hier ... Peter? Was machst du denn hier?“

„Nun, ich schöpfe Luft! Und du?“

„Ich schöpfe auch Luft,“ erwiderte Hans lachend.

Peter setzte sich neben seinen Bruder.

„'s ist unvergleichlich schön, nicht wahr?“ sagte er.

„Freilich,“ stimmte Hans in einem Tone bei, dem man es anhörte, daß er von seiner gesamten Umgebung nichts gesehen und wahrgenommen hatte.

„Wenn ich da heraus komme,“ begann Peter wieder, „packt mich jedesmal eine unsinnige Lust, auf und davon zu gehen, nach Nord oder Süd, wohin so ein Schiff mich trüge, und ich muß immer denken, daß die Laternen, die da wie Hunderte von Glühwürmchen vor uns liegen, aus allen Ecken und Enden der Welt kommen, aus jenen Ländern mit den großen, wunderbaren Blumen und den schönen schlanken, wachsgelben oder kupferfarbigen Mädchen, den Kolibris und Elefanten und Königstigern und Löwen und Negerfürsten, aus all den Ländern, von denen man uns Märchen erzählt, sobald wir aufgehört haben, an Dornröschen und die Geschichte von den sieben Geißlein zu glauben. Famos wäre es schon, wenn man sich so eine Spazierfahrt einmal gönnen könnte, aber freilich, Geld gehört dazu, heillos viel Geld ...“

Er brach ab — es war ihm eingefallen, daß sein Bruder ja jetzt Geld hatte, dies Geld, das man braucht, um aller Sorgen ledig, von lästigem Tagewerk befreit, zu leben, er konnte jetzt ungebunden, glücklich, fröhlich sein, nichts legte ihm mehr Fesseln an, und wenn es ihm einfiel, zu den blonden Schwedinnen oder den dunkeln Frauen der Havana zu segeln, so stand dem nichts im Wege.

Und wieder durchzuckte ihn einer jener flüchtigen Gedanken, die er nicht herbeirief und auch nicht bannen konnte, *die blitzartig,* ungewollt in ihm auftauchten, wie wenn eine

zweite leidenschaftliche, von seinem Willen unabhängige Seele, die in ihm lebte, sie zu tag förderte: „Er ist ja zu alledem viel zu einfältig; er heiratet seine Frau Rosémilly, und damit ist sein Ehrgeiz befriedigt.“

Er war aufgestanden.

„Ich überlasse dich deinen Zukunftsträumen; ich muß mir Bewegung machen,“ sagte er, drückte dem Bruder die Hand und setzte in herzlichem Tone hinzu: „Und jetzt bist du ja reich, mein kleiner Hans. Es ist mir wahrhaftig lieb, daß ich dich heute abend noch allein getroffen habe und dir sagen kann, wie herzlich ich mich für dich freue, wie ich dir dazu gratuliere und wie gut ich dir bin, Bruderherz.“

Hans, dessen weiche, zärtliche Natur von diesen Worten ganz ergriffen war, stammelte: „Hab' Dank, hab' Dank . . . mein guter Peter . . . hab' Dank!“

Darauf schlug Peter den Weg nach der Stadt ein, langsam gehend wie zuvor, die Hände auf dem Rücken, den Stock unterm Arm.

Als er die ersten Häuser erreicht hatte, fragte er sich abermals, was er nun beginnen solle, und war höchlichst unzufrieden, daß er seinen Spaziergang abgekürzt und daß die Gegenwart seines Bruders ihn um den richtigen Genuß des Meeres gebracht hatte.

Endlich hatte er einen Einfall: „Ich will bei Väterchen Marowsko ein Schnäpschen trinken.“ Mit diesem schönen Entschluß stieg er nach dem hochgelegenen Quartier d'Ingouville hinauf.

Väterchen Marowsko war eine Bekanntschaft aus den Pariser Spitälern. Er war ein Pole und, wie es hieß, ein politischer Flüchtling, der in fürchterliche Geschichten verwickelt gewesen und der nun in Frankreich, nachdem er die dort vorgeschriebenen Prüfungen bestanden hatte, sein Gewerbe als Apotheker betrieb. Daß der Mann im Geruch eines gefährlichen Verschwörers, eines Nihilisten und Königsmörders stand, hatte Peter Rolands feurige Einbildungskraft gefesselt und er hatte sich mit dem alten Polen befreundet, ohne jedoch irgend welche Aufschlüsse über dessen geheimnisvolle Vergangenheit zu erhalten. Dem jungen Arzt zu Ehren hatte

sich dann der wackre Apotheker in Havre niedergelassen, wo er durch die Praxis Dr. Rolands zu einer bedeutenden Kundschaft zu gelangen hoffte, einstweilen aber in seinem bescheidenen Lädchen ein kümmerliches Dasein führte und an Handwerker und Arbeiter seiner Nachbarschaft Arzneimittel verkaufte.

Peter ging nicht selten nach Tisch hin und verplauderte ein Stündchen mit ihm, denn das kluge, friedliche Gesicht des Alten war ihm sympathisch und in den kargen Worten, die derselbe ins Gespräch warf, fand er Gott weiß welche Tiefe.

Eine einzige Gasflamme brannte über dem mit Arzneiflaschen bedeckten Ladentisch, der übrige Raum war aus Sparsamkeit nicht beleuchtet. Hinter dem Tisch, die Beine lang ausgestreckt, saß ein alter Mann mit kahlem Haupt und einer mächtigen Adlernase, die seine hohe Stirne ins Unendliche verlängerte und ihm eine wehmütige Papageiähnlichkeit verlieh. Das Kinn auf die Brust gesenkt, war er fest eingeschlafen.

Beim Bimmeln der Ladenglocke erwachte er, fuhr auf, und den Doktor erkennend, eilte er ihm mit ausgestreckten Händen entgegen.

Sein ursprünglich schwarzer Rock, den allerhand Säure- und Sirupflecken tigerten und der um den schmächtigen, kleinen Körper schlotterte, hatte ganz das Aussehen eines alten Priestergewandes. Der Mann sprach mit stark polnischem Accent, was seinem weichen, dünnen Stimmchen etwas Kindliches verlieh, man glaubte, die ersten lallenden Sprechversuche eines kleinen Geschöpfes zu hören.

Peter setzte sich und Marowsko fragte: „Was gibt es neues, mein lieber Herr Doktor?“

„Nichts. Ueberall das alte Lied.“

„Sie sehen heute abend nicht fröhlich aus.“

„Bin es auch selten.“

„Nu, nu, so was muß man abschütteln. Nehmen Sie ein Gläschen Likör?“

„Ja, recht gern.“

„*Dann* werde ich Ihnen ein ganz neues Präparat vor-

setzen. Seit zwei Monaten bin ich daran, aus der Johannisbeere, mit der man bis jetzt nichts als Sirup gemacht hat, was Rechtes herauszukriegen ... und — gefunden wäre es! Ja wohl ... ich hab's ... ich hab's ... einen ausgezeichneten Likör."

Freudestrahlend trat er an einen Schrank, öffnete ihn, griff nach einer großen Flasche und schleppte sie herbei. Alles geschah mit raschen, kurzen, unvollständigen Bewegungen, der Arm wurde nie ganz ausgestreckt, die Beine kamen beim Gehen nicht ordentlich auseinander. Sein Denkvermögen schien ebenso mangelhaft zu arbeiten, wie seine Glieder, er vermochte seine Idee anzudeuten, zu skizzieren, erraten zu lassen, aber sie richtig vorzutragen, gelang ihm nie.

Sein Hauptziel und Interesse im Leben war die Herstellung von Sirupen und Likören. „Mit einem guten Sirup oder einem guten Likör kann man im Handumdrehen ein Vermögen machen," war eine seiner stehenden Redensarten.

Er hatte schon Hunderte von süßen Präparaten erfunden, nur war leider der von ihm gehoffte Erfolg bis auf den heutigen Tag ausgeblieben; Peter versicherte, daß Marowsko ihn ganz an Marat erinnere.

Aus dem kleinen Laboratorium wurden zwei Gläschen geholt und auf dem Brett zum Pillendrehen aufgetragen. Dann besahen sich die beiden Herren die Farbe des Getränkes, indem sie es gegen das Licht hielten.

„Reinstes Rubin!" erklärte Peter.

„Nicht wahr?" Das Papageiengesicht strahlte vor Freude.

Der Doktor kostete, schluckte, dachte nach, kostete abermals, prüfte die Flüssigkeit auf der Zunge und ließ schließlich folgenden Ausspruch vernehmen: „Sehr gut, sehr gut, und was das Aroma betrifft, ganz neu — entschieden — ein Fund, ein vielversprechender Fund, Väterchen!"

„Meinen Sie? Da bin ich froh!"

Nun erbat sich der alte Pole einen Rat, unter welchem Namen er sein Produkt in den Handel bringen sollte; er hatte im Sinne, es „Johannisbeergeist" oder „Johannisbeeressenz" oder auch „Johannita" zu nennen.

Peter zollte weder dem einen noch dem andern Namen Beifall.

Da kam dem Alten eine erleuchtete Idee.

„Was Sie vorhin gesagt haben, klang sehr gut, ganz vortrefflich — ‚Reinstes Rubin‘, wie wär's, wenn wir das nähmen?“

Der Doktor bestritt, daß dies Wort sich als Name eignen würde, wenn es auch gleich von ihm stamme, und empfahl, das Getränk „Johannisgeist“ zu nennen, was Marowsko einfach entzückend fand.

Darauf versanken Beide in Schweigen und saßen, ohne ein Wort zu verlieren, unter der einsamen Gasflamme.

Fast wider Willen kam es schließlich von Peters Lippen: „Bei uns ist heute eine merkwürdige Geschichte passiert. Ein Freund meines Vaters ist gestorben und hat meinem Bruder sein Vermögen hinterlassen.“

Der Apotheker schien die Sache nicht gleich zu begreifen; nach kurzem Nachdenken sprach er jedoch die Hoffnung aus, daß der Doktor zu gleichen Teilen mit seinem Bruder erben werde. Nachdem dieser ihm die Sache auseinandergesetzt, schien er äußerst peinlich überrascht und bekümmert zu sein, und um seinen Verdruß über die Benachteiligung seines jungen Freundes an den Tag zu legen, wiederholte er mehrmals: „Wird einen schlimmen Eindruck machen. . . . Wird keinen guten Eindruck machen.“

Peter, den das frühere Unbehagen abermals erfaßt hatte, wollte wissen, was der Alte mit diesen Worten eigentlich meine. Weshalb es denn keinen guten Eindruck machen werde? Wie es denn einen schlechten Eindruck machen könne, wenn sein Bruder der Erbe eines alten Freundes der Eltern werde?

Der vorsichtige Pole ließ sich aber auf keine weitere Erklärung ein.

„In solchem Fall bedenkt man beide Söhne,“ wiederholte er. „Sie werden sehen, das macht einen schlimmen Eindruck.“

Etwas ungeduldig verabschiedete sich der Doktor, ging nach Hause und legte sich zu Bett.

Eine Zeitlang hörte er Hans im Nebenzimmer mit leisen Schritten auf und ab gehen, dann trank er zwei Gläser Wasser und schlief ein.

Drittes Kapitel.

Am andern Morgen erwachte Doktor Peter Roland mit dem festen Entschluß, Geld zu verdienen und sich eine Stellung zu schaffen.

Schon mehrmals hatte er diesen Plan entworfen, ohne je ernstlich an der Ausführung desselben zu arbeiten. Jedesmal, wenn er sich ein Studium, einen Berufsweg erkoren, hatte der Gedanke, dabei rasch reich zu werden, ihn gelockt und seinen Eifer und seine Zuversicht gestärkt, bis zum ersten Hindernis, auf das er stieß, bis zur ersten Schlappe, die er erlitt und nach welcher er dann sofort in neue Bahnen einlenkte.

Behaglich in seinem Bett ausgestreckt, dachte er nach. Wie viele Aerzte waren nicht in kürzester Zeit Millionäre geworden! Was gehörte denn eigentlich dazu, als ein bißchen Geschicklichkeit und das Talent, etwas aus sich zu machen. Mehr sicher nicht — er hatte ja während seiner Studienzeit den berühmtesten Lichtern der Wissenschaft in die Karten geblickt und hatte im stillen die Ansicht gewonnen, daß sie Dummköpfe seien; jedenfalls wußte er ebensoviel wie sie, wenn nicht mehr. Wenn es ihm auf irgend eine Weise gelang, die reiche und vornehme Praxis in Havre zu bekommen, so war es ein Kinderspiel, hunderttausend Franken im Jahre zu verdienen.

Er fing an, seine Einnahmen genau zu berechnen. Vormittags würde er Krankenbesuche in den Häusern machen, nahm er für die Zahl der Gänge den schon bescheidenen Durchschnitt von zehn Patienten an, so machte die Einnahme von zwanzig Franken für den Besuch mindestens zweiundsiebzigtausend Franken aufs Jahr, eigentlich konnte

er kecklich sagen fünfundsiebzigtausend Franken, da ja der Durchschnitt von zehn äußerst niedrig gegriffen war. Nachmittags würde er dann in seiner Sprechstunde durchschnittlich zehn Patienten zum Preis von zehn Franken beraten, macht jährlich sechsunddreißigtausend Franken — Gesamteinkommen also rund hunderttausend. Die Behandlung von älteren Patienten und Bekannten, die er zum Freundschaftspreis von zehn Franken besuchen und um fünf Franken bei sich beraten müßte, würde allerdings diese Summe etwas beeinträchtigen, was sich aber durch Konsultationen mit andern Aerzten und die kleinen Vorteile und Geschäftchen, die zum Beruf gehörten, vollständig ausgleichen würde.

Mit ein bißchen Reklame, einer kurzen Notiz im „Figaro", daß die medizinische Fakultät von Paris den bescheidenen jungen Gelehrten in Havre nicht aus den Augen lasse, und daß man seine überraschenden, interessanten Kuren dort genau verfolge, war die Sache gemacht, und er stand dann vor den Augen der Welt reicher, berühmter als sein Bruder und war jedenfalls innerlich befriedigter, denn er verdankte das alles seiner eignen Kraft. Daß er sich seinen alten Eltern, die mit Fug und Recht stolz auf seinen Ruhm sein würden, als dankbarer, großmütiger Sohn zeigen werde, verstand sich von selbst. Zu heiraten hatte er nicht im Sinn — wozu sich das Leben mit einer Frau belasten, die ihm nur Zwang auferlegen konnte, während der berühmte Arzt unter seinen Patientinnen nur die hübschesten auszuwählen brauchte, um sich der Liebe zu freuen.

Eine derartige Siegesgewißheit erfüllte ihn, daß er mit einem Satz aus dem Bett sprang, sich rasch ankleidete und des Morgens auf Wohnungssuche in die Stadt ging, um sich den Erfolg ja nicht entschlüpfen zu lassen.

Unterwegs stellte er einige Betrachtungen darüber an, welche Kleinigkeiten oft die Veranlassung unsrer folgenschwersten Entschließungen werden. Seit drei Wochen hätte er diesen Entschluß fassen können, fassen sollen, zu dem ihn nun die Erbschaft seines Bruders so plötzlich angetrieben.

Vor allen Häusern, wo die ausgehängte Tafel: Zu vermieten eine „schöne" oder eine „elegante" Wohnung ver-

hieß, blieb er stehen, nicht als solche bezeichnete Behausungen würdigte er überhaupt seiner Beachtung nicht. Sah er sich dann die Sache an, so geschah es mit äußerst vornehmer Miene; er nahm wesentlich von der Stockhöhe Notiz, skizzierte den Grundriß des Hauses samt Verbindungsthüren, Ausgängen u. s. w. mit wenig Strichen in sein Taschenbuch, und ließ einfließen, daß er Arzt sei, eine bedeutende Praxis habe, und daher auf ein schönes, gut gehaltenes Treppenhaus Wert legen müsse, auch könne er selbstverständlich nur einen ersten Stock brauchen.

Nachdem er sich sieben bis acht Adressen aufgeschrieben und ein paar hundert Bemerkungen dazu gekritzelt hatte, ging er nach Hause, wo er mit einer Viertelstunde Verspätung beim Frühstück anlangte.

Schon im Vorzimmer hörte er Tellergeklapper; man hatte also ohne ihn angefangen. Weshalb denn? Man pflegte doch sonst nicht so übertrieben pünktlich zu sein. Es berührte ihn unangenehm, verstimmte ihn, denn er war nun einmal etwas empfindlicher Natur. Als er eintrat, rief der Vater: „Vorwärts, Peter, vorwärts, mach, daß du zu Tisch kommst! Du weißt doch, daß wir um zwei Uhr beim Notar sein müssen; heute ist wahrhaftig nicht der Tag, die Zeit zu vertrödeln.“

Nachdem er die Mutter geküßt und Vater und Bruder die Hand gereicht hatte, setzte sich der Doktor, ohne ein Wort zu sprechen. Er griff nach der tiefen Platte, die in der Mitte stand und nahm die für ihn übrig gelassene Kotelette; sie war kalt und trocken; jedenfalls hatte man ihm die schlechteste übrig gelassen. Wenigstens hätte man sie bis zu seinem Erscheinen auf dem Feuer lassen können, dachte er im stillen; so wichtig war die Sache beim Notar denn doch nicht, daß man den Kopf ganz zu verlieren und den andern, den ältern Sohn darüber zu vergessen brauchte. Das Gespräch, welches sein Eintritt unterbrochen, wurde indes von den andern wieder aufgenommen.

„Ich weiß, was ich an deiner Stelle, und zwar sogleich thun würde,“ sagte Frau Roland zu Hans. „Ich würde mich glänzend einrichten, so daß es den Leuten ein bißchen in

die Augen sticht, würde in Gesellschaft gehen, reiten und mir dann ein paar interessante Fälle aussuchen, um gleich mit dem ersten Plaidoyer im Justizpalast festen Fuß zu fassen und Aufsehen zu machen. Es müßte heißen: Schade, daß er seinen Beruf nur so als Liebhaberei betreibt — dadurch wärst du nur um so gesuchter. Gott sei Dank hast du es jetzt nicht mehr nötig, und wenn du überhaupt als Advokat auftrittst, geschieht es ja doch nur, damit du deinen Studienfleiß nicht unnütz aufgewendet und weil ein Mann nicht ohne Beschäftigung sein soll."

Vater Roland, der sich eben eine Birne schälte, teilte nun seine Auffassung in Bezug auf des Sohnes Zukunft mit.

„Meiner Seel'," sagte er, „wenn ich an deiner Stelle wäre, kauft' ich mir ein hübsches Boot, etwa einen Kutter, nach dem Muster unsrer Lotsenschiffe. Mit dem würde ich bis nach dem Senegal fahren — so würde ich's machen."

Nun gab auch Peter seine Ansicht preis. Im ganzen bestimmte ja nicht der Besitz den geistigen und sittlichen Wert des Mannes; derselbe war für mittelmäßige Naturen sogar eher eine Ursache der Erniedrigung, in der Hand des Starken freilich ein mächtiger Hebel, nur waren diese Starken nicht allzu häufig. Wenn Hans wirklich ein Mensch war, der über den Durchschnitt hinausragte, so konnte er es jetzt zeigen, jetzt, wo das Bedürfnis des Erwerbes für ihn wegfiel und ihn nicht mehr zur Arbeit trieb. Aber arbeiten mußte er, hundertfach mehr arbeiten, als er es unter andern Verhältnissen gethan haben würde. Es handelte sich ja jetzt nicht mehr darum, für oder gegen Witwen und Waisen Prozesse zu führen und ein Stück Geld in die Tasche zu stecken, sondern es galt, ein bedeutender, berühmter Jurist, eine Autorität in seinem Fach zu werden.

„Wenn ich Geld hätte, wie wollte ich interessante Sektionen machen!" setzte er als Schluß hinzu.

Vater Roland zuckte die Achseln und meinte: „Larifari! Das Vernünftigste im Leben ist, sich's wohl sein lassen! Wir sind keine Lasttiere, sondern Menschen. Ist einer arm

geboren, so muß er arbeiten, da ist nichts zu machen, man beißt die Zähne zusammen und arbeitet; hat man aber seine Renten, na sapperlot! da müßte einer doch ein Schafskopf sein, wenn er sich abplagen wollte und sich die Laune verderben."

Sehr von oben herab bemerkte Peter: „Unsre Lebensanschauungen sind freilich grundverschieden. Ich schätze Wissen und Können; alles andre ist mir verächtlich!"

Frau Roland, deren Lebensaufgabe es war, täglich die heftigen Zusammenstöße zwischen Vater und Sohn zu mildern und denselben vorzubeugen, suchte sofort das Gespräch auf ein andres Gebiet zu lenken und erwähnte eines Mordes, der in der verflossenen Woche in Bolbec-Nointot verübt worden war. Alsbald entspann sich ein eifriges Hin und Wider über die Einzelheiten des Falles und der Gegenstand fesselte alle durch den geheimnisvollen Reiz, den das Verbrechen, selbst wenn es niedrigster, schamloser und widerlicher Art ist, auf den Menschen ausübt, indem es Neugierde erweckt und die Einbildungskraft beschäftigt.

Von Zeit zu Zeit zog Herr Roland seine Uhr heraus.

„Nicht zu lang schwatzen," sagte er, „wir müssen uns auf den Weg machen."

„Es ist noch nicht einmal ein Uhr," bemerkte Peter mit spöttischem Auflachen. „Wahrhaftig, man hätte mir's ersparen können, meine Kotelette kalt zu essen."

„Kommst du mit zum Notar?" fragte die Mutter.

„Ich? Nein, wozu denn?" erwiderte er trocken. „Meine Gegenwart wäre höchst überflüssig."

Hans verhielt sich schweigend, als ob ihn alles dies nicht berühre. Er hatte, als von dem Mord in Bolbec die Rede gewesen, seine Ansicht als Jurist kundgegeben und einige Bemerkungen über Verbrechen und Verbrecher daran geknüpft, dann war er wieder in Schweigen versunken, aber sein leuchtendes Auge, das erhöhte Rot seiner Wangen, ja sogar der glänzende Bart verrieten, wie fröhlich ihm ums Herz war.

Nachdem die Familie ihren Gang angetreten, nahm Peter, der nun abermals allein war, die Wanderung nach

den zu vermietenden Wohnungen von neuem auf. Nachdem er zwei bis drei Stunden treppauf und treppab gestiegen war, entdeckte er endlich auf dem Boulevard Franz I. etwas Hübsches, ein großes Zwischengeschoß mit Ausgängen nach zwei verschiedenen Straßen, zwei Salons, einer mit Glasfenstern versehenen Galerie, in welcher die Kranken zwischen blühenden Pflanzen auf und ab gehen konnten, bis die Reihe an sie kam, und einem ganz entzückenden runden Speisezimmer mit Aussicht nach dem Meer.

Schon stand er im Begriff, den Mietvertrag abzuschließen, als der Preis von dreitausend Franken ihm Bedenken erregte; das erste Quartal mußte vorausbezahlt werden, und er hatte keinen Heller.

Das kleine Vermögen, welches der Vater zurückgelegt, gab einen jährlichen Zinsertrag von kaum achttausend Franken, und Peter mußte sich den Vorwurf machen, die Eltern durch sein langes Schwanken in der Wahl eines Berufes, seine verschiedenen, schnell wieder aufgegebenen Versuche und den dadurch bedingten Neubeginn andrer Studien in große Verlegenheit gebracht zu haben. Er sagte dem Hauswirt, daß er in zwei Tagen Antwort senden werde, und ging; unterwegs kam ihm der Gedanke, seinen Bruder, sobald derselbe im Besitz der Erbschaft sein würde, um die Miete für das erste Viertel-, oder besser Halbjahr, also fünfzehnhundert Franken anzugehen.

„Es handelt sich ja nur um ein Darlehen für ein paar Monate,“ dachte er. „Vielleicht, daß ich ihm schon vor Ablauf dieses Jahres die ganze Summe vollständig heimzahlen kann. Eigentlich versteht sich das von selbst, und er wird sich freuen, mir das zuliebe thun zu können.“

Da es noch nicht fünf Uhr war, und er nichts, gar nichts zu thun hatte, setzte er sich auf eine Bank in den öffentlichen Anlagen und blieb dort, ohne zu denken, die Augen auf den Boden geheftet, von einer Mattigkeit befallen, die ordentlich schmerzhaft war, lange Zeit auf demselben Fleck sitzen.

Seit seiner Rückkehr in das Elternhaus hatte er Tag um Tag auf die nämliche Weise verbracht, ohne daß ihm die

Sehnsucht nach der Ehe stieg in ihm auf; wenigstens ist man nicht so gottverlassen, wenn man zu zweien ist, wenigstens hat man in den Stunden des Zweifels und der Anfechtung etwas Lebendes, Fühlendes neben sich; schließlich ist es schon ein Trost, eine Frau „Du“ zu nennen, wenn einem elend zu Mut.

Die Frauen fingen an ihn zu beschäftigen.

Eigentlich wußte er herzlich wenig von ihnen, nichts als was ein paar Studenten-Liebschaften, welche immer nur so lang gedauert hatten wie sein Monatsgeld, also höchstens vierzehn Tage, und die dann im folgenden Monate wieder angeknüpft oder durch neue ersetzt worden waren, ihn gelehrt. Und doch mußte es Wesen geben, gut, sanft, hingebend und trostbereit — war denn nicht seine Mutter Reiz und Seele des Vaterhauses? Ach, wie sehnte er sich darnach, eine echte, reine Frau zu kennen!

Er stand rasch auf; er hatte im Sinne, Frau Rosémilly einen kleinen Besuch zu machen.

Ebenso plötzlich setzte er sich wieder. Die gefiel ihm doch wahrhaftig nicht! Und weshalb nicht? Sie hatte viel zu viel sogenannten gesunden Menschenverstand, sie war nüchtern und alltäglich, und dann, schien sie nicht Hans ihm vorzuziehen? Ohne daß er sich's klar eingestanden hätte, trug dieser Umstand wesentlich zu seiner Mißachtung der geistigen Begabung der Witwe bei, denn wenn er seinen Bruder auch herzlich lieb hatte, so konnte er doch nicht umhin, ihn für einen mittelmäßigen Kopf und sich selbst für weit bedeutender zu halten.

Bis in die Nacht hinein konnte er nun doch nicht wohl in den öffentlichen Anlagen bleiben, und wie am Abend vorher fragte er sich: „Was soll ich anfangen?“

Ein Bedürfnis nach Rührung, ein Verlangen, gehätschelt und getröstet zu werden, erfüllte seine Seele. Worüber wollte er sich eigentlich trösten lassen? Er hätte es nicht in Worten sagen können, aber es war eine jener Stunden über ihn gekommen, wo man sich matt und schwach fühlt und wo die Nähe einer Frau, die Berührung ihrer Hand, eine Liebkosung, ein Rauschen ihres Kleides, ein zärtlicher

Blick aus blauen oder braunen Augen dem Herzen unentbehrlich, unaufschiebbar nötig erscheinen.

Eine kleine Kellnerin kam ihm in den Sinn, die er eines Abends nach Hause geführt und seither ab und zu wiedergesehen hatte.

Er stand abermals auf, diesmal um ein Glas Bier mit diesem Mädchen zu trinken. Was sie ihm sagen würde? Was er ihr sagen würde? Nichts, ohne Zweifel. Was schadet's? Er würde doch ihre Hand eine Weile in der seinen halten! Sie schien damals Gefallen an ihm gefunden zu haben. Weshalb ging er eigentlich nicht häufiger zu ihr?

Als er in den fast leeren Saal der kleinen Bierwirtschaft trat, fand er sie auf einem Stuhl eingenickt. Drei Gäste saßen, die Ellbogen auf die eichenen Tische gelegt, in einer Ecke und rauchten ihre Pfeifen; die Kassiererin las in einem Roman, der Wirt lag in Hemdärmeln auf einer Bank hinter dem Schänktisch und schlief.

Sobald sie seiner ansichtig wurde, stand das Mädchen auf und ging ihm rasch entgegen.

„Guten Tag, wie geht es Ihnen?“ sagte sie.

„So, so . . . und dir?“

„Mir, sehr gut. Sie machen sich selten?“

„Freilich, ich habe nicht viel Zeit. Du weißt ja, ich bin Arzt.“

„Ach? Das haben Sie mir noch nie gesagt. Hätt' ich's nur gewußt, letzte Woche bin ich krank gewesen, da wär' ich zu Ihnen gekommen. Was trinken Sie?“

„Ein Glas Bier, und du?“

„Ich? Auch ein Glas Bier, wenn du's bezahlst.“

Wie wenn die Einladung zu dem Glase Bier eine stillschweigende Erlaubnis dazu enthalten hätte, fuhr sie nun fort, ihn „du“ zu nennen. Sie setzte sich ihm gegenüber und sie plauderten; von Zeit zu Zeit nahm sie mit jener Vertraulichkeit der Mädchen, deren Zärtlichkeit käuflich ist, seine Hand, und indem sie ihm herausfordernd in die Augen sah, sagte sie: „Weshalb kommst du denn nicht öfter? Du gefällst mir, will ich dir sagen!“

Schon stieg ein Widerwille gegen sie in ihm auf; er fand sie dumm, gemein, den Geruch des niedrigen Volkes an sich tragend. Die Frauen, sagte er sich, sollten uns nur wie Traumgebilde oder vom Strahlenkranze des Luxus umgeben erscheinen, ihre Niedrigkeit muß poetisch verhüllt und verklärt werden.

„Du bist neulich mit einem hübschen, bärtigen Blonden hier vorbeigegangen, ist das dein Bruder?“ fragte sie ihn.

„Ja, das ist mein Bruder.“

„Ein verteufelt hübscher Junge!“

„Findest du?“

„Ja wohl, und er sieht aus wie ein flotter Kerl, der zu leben weiß.“

Was wandelte ihn plötzlich an, diesem Schenkmädchen die Geschichte von seines Bruders Erbschaft zu erzählen? Weshalb drängte sich der Gedanke daran, den er von sich wies, wenn er allein war, dessen er sich erwehrte, weil er wußte, daß er ihm innere Pein schuf, weshalb drängte er sich ihm jetzt auf die Lippen, und weshalb gab er dem Bedürfnisse, ihn auszusprechen, nach, wie wenn eine innere Notwendigkeit ihn getrieben hätte, sein von Bitterkeit erfülltes Herz abermals vor irgend jemand auszuschütten?

Die Beine übereinander legend, fing er an: „Er hat Glück, dieser Bruder; eben hat er zwanzigtausend Franken Jahresrente geerbt.“

Sie sperrte die großen, blauen, gierigen Augen weit auf. „Ach, und von wem erbt er das alles, von seiner Großmutter oder seiner Tante?“

„Nein, von einem alten Freund meiner Eltern.“

„Ein Freund — nichts sonst? Nicht zu glauben! Und dir, dir hat er nichts hinterlassen?“

„Nein. Ich habe ihn kaum gekannt.“

Ein paar Augenblicke dachte sie nach, dann bemerkte sie mit eigentümlichem Lächeln: „Das muß man sagen, der hat freilich Glück, der Bruder, die Sorte Freunde ist nicht übel! Natürlich, da ist's kein Wunder, daß er dir so gar nicht ähnlich sieht!“

Es zuckte ihm in den Fingern, sie zu ohrfeigen, er wußte

selbst nicht recht, weshalb, und den Mund kraus ziehend, fragte er: „Was willst du damit sagen?“

„Ich? Nichts,“ erwiderte sie, äußerst dumm und harmlos dreinschauend. „Ich meine nur, er hat mehr Glück als du.“

Er warf zwanzig Sous auf den Tisch und ging.

„Da ist's kein Wunder, daß er dir so gar nicht ähnlich sieht,“ wiederholte er sich. Was hatte sie dabei gedacht? Was für ein Sinn steckte hinter diesen Worten? Unbedingt eine Bosheit, eine Gemeinheit. Ja, das war's: die Person mußte gedacht haben, Hans sei des alten Marschall Sohn.

Bei dem Gedanken, welcher Verdacht damit auf seine Mutter geworfen sei, empfand er eine so heftige körperliche Erschütterung, daß er still stand und sich umsah, ob er sich nicht irgendwo setzen könne.

Ein andres Café war gerade vor ihm, er ging hinein, nahm einen Stuhl, und als der Kellner herbeikam, sagte er: „Ein Glas Bier!“

Er hatte Herzklopfen; kalte Schauer überliefen ihn. Und plötzlich hörte er wieder, wie der alte Marowsko gestern abend gesagt: „Das wird keinen guten Eindruck machen.“ Hatte der Pole den nämlichen Gedanken, den nämlichen Verdacht gehabt wie die Dirne?

Den Kopf tief herabgebeugt, starrte er auf den weißen Schaum in seinem Bierglas, sah die Bläschen aufsteigen und zerplatzen und fragte sich: „Ist's denn möglich, daß man so etwas glauben kann?“

Und nun traten die Gründe, welche diesen abscheulichen Zweifel in jedem Menschen hervorrufen mußten, einer nach dem andern, klar, greifbar, verzweiflungsvoll deutlich vor seine Seele. Daß ein alter Junggeselle, der keine Verwandten hat, sein Vermögen den Kindern eines Freundes hinterläßt, ist ja das Natürlichste, Einfachste von der Welt, daß er aber dies ganze Vermögen nur *einem* dieser Kinder bestimmt, wird die Leute in Erstaunen setzen, sie werden die Köpfe zusammenstecken, flüstern und schließlich — lächeln. Wie war's nur möglich, daß er das nicht vorausgesehen, daß sein Vater es

nicht gefühlt, seine Mutter nicht geahnt hatte? Nein, sie waren ja zu glücklich gewesen über dies unverhoffte Geld, als daß solch eine Vorstellung nur in ihnen aufgestiegen wäre, und dann, wie sollten anständige Menschen überhaupt eine derartige Niederträchtigkeit vermuten können?

Aber das Publikum, der Nachbar, der Krämer, der Bäcker und Fleischer, alle, die sie kannten, werden sie nicht insgesamt dieses gräuliche Wort aussprechen, weiter sagen, sich darüber unterhalten und freuen, seinen Vater verlachen und seine Mutter verachten?

Jedem mußte es nun in die Augen springen, was das Mädchen in dem Bierschank bemerkt, daß Hans blond war, und er braun, daß sie einander weder an Gesicht noch Gestalt, an Gang noch Haltung glichen, daß sie grundverschieden waren, äußerlich, innerlich, körperlich und geistig, und wenn in Zukunft von einem Sohne Rolands die Rede war, würden die Leute fragen: „Welcher, der echte oder der falsche?"

Er stand auf, entschlossen, seinem Bruder alles zu sagen, ihn zur Wehr zu rufen gegen die entsetzliche Gefahr, welche der Ehre ihrer Mutter drohte. Und was würde Hans thun? Das Einfachste wäre es sicherlich, die Erbschaft nicht anzutreten, die dann den Armen zufiele, und den Bekannten und Freunden, die schon von der Sache unterrichtet waren, zu sagen, das Testament habe Klauseln und Bedingungen enthalten, die ihm nicht annehmbar erschienen seien, weil er infolge derselben nicht Erbe, sondern einfach Verwalter des Vermögens geworden wäre.

Auf dem ganzen Weg nach Hause überlegte er, wie er den Bruder allein sprechen könnte, ohne in Gegenwart der Eltern die Angelegenheit berühren zu müssen.

Schon an der Hausthür vernahm er lebhaftes Sprechen und Lachen aus dem Salon, und als er eintrat, unterschied er die Stimmen Frau Rosémillys und des Kapitäns Beausire, welche sein Vater mit nach Hause gebracht und zur Feier des großen Ereignisses zu Tisch festgehalten hatte.

Um den Appetit zu reizen, wurde Wermut mit Absynth getrunken, die gute Laune bedurfte schon jetzt keiner besonderen Reizmittel mehr. Der Kapitän, ein kleiner Mann,

der vermutlich vom langen auf dem Meer Umhergerollt-werden ganz kugelrund war und dessen Ideen gleichfalls rund waren, wie die Kiesel am Strande, hielt das Leben für eine ganz vorzügliche Erfindung, die man sich zunutze machen müßte, lachte aus vollem Hals und schnarrte dabei sein „R".

Er stieß eben mit Vater Roland an, während Hans den beiden Damen frischgefüllte Gläser anbot.

Frau Rosémilly lehnte ab, was den Kapitän Beausire, der ihren verstorbenen Mann gekannt, zu dem Ausruf veranlaßte: „Na, na, gnädige Frau, nur nicht zimperlich, bis repetita placent, wie wir sagen, und was heißen soll: ‚Zwei Wermut machen jedermann Frohmut!' Wissen Sie, seit ich nicht mehr auf See fahre, verschaffe ich mir auf diese Weise jeden Tag vor dem Essen ein wenig künstliches Schlingern; nach dem Kaffee füge ich dann noch etwas Stampfen hinzu, und ich habe hohe See bis zum Abend! Bis zum Sturm lasse ich's nie kommen, beileibe nicht, niemals, hab' allen Respekt vor Havarie!"

Roland, dessen Leidenschaft für das Seewesen der Kapitän schmeichelte, schüttelte sich vor Lachen. Sein Gesicht war dunkelrot und seine Augen glitzerten bereits vom Wermut. Seine ganze Gestalt bestand eigentlich aus einem ungeheuren, schlaff herunterhängenden Bauch, in den sich der übrige Rumpf hineingeflüchtet zu haben schien, ein Bauch, wie er bei Leuten von sitzender Lebensweise nur zu häufig entsteht, und wo Brust, Hals, Arm und Schenkel zu einer unförmlichen Masse zusammenwachsen.

Der Kapitän gehörte gleichfalls nicht zu den Schlanken, aber an dem kurzen, untersetzten Mann war alles stramm und fest und die Muskeln kräftig entwickelt.

Frau Roland hatte nicht einmal ihr erstes Gläschen getrunken; was ihre Wangen höher färbte, war das Glück: mit strahlendem Blick sah sie ihren Hans an.

Erst jetzt war die Freude so recht eigentlich über sie gekommen, jetzt, da alles abgeschlossen, unterschrieben, festgestellt war. In der Art, wie ihr Junge lachte, wie er

mit klangvollerer Stimme als zuvor sprach, wie er den Leuten ins Gesicht sah, sich freier, sichrer bewegte, in allem sprach sich das Bewußtsein des Besitzes aus: er hatte zwanzigtausend Franken jährliche Zinsen.

Als die Meldung kam, daß aufgetragen sei, wollte Herr Roland der jungen Witwe den Arm bieten, aber seine Frau rief: „Nichts da, Vater, heute muß Hans allein alle Ehren haben.“

Auf dem Eßtisch war ein unerhörter Luxus entfaltet. Vor dem Teller des Erben, der heute den Platz des Hausherrn einnahm, erhob sich ein ungeheurer Strauß seltener Blumen, ein richtiges, feierliches Tafelbouquet wie eine festlich geschmückte Kuppel, von vier Tafelaufsätzen flankiert, deren eine zur Stütze einer Pyramide von wundervollen Pfirsichen diente, während der zweite eine monumentale Torte trug, die, mit Schlagsahne gefüllt und mit kleinen Glöckchen von gebranntem Zucker verziert, wie eine Biskuitkathedrale aussah; auf dem dritten befanden sich Ananasschnitten in Zucker und auf dem vierten frühe, südliche, schwarze Trauben.

„Der Tausend!“ sagte Peter, als er sich setzte. „Da feiern wir, wie mir scheint, die Thronbesteigung Johanns des Reichen.“

Nach der Suppe wurde Madeira herumgereicht, schon sprachen alle gleichzeitig. Beausire erzählte von einem Diner bei einem Negerfürsten, das er in San Domingo mitgemacht, Vater Roland hörte ihm zu, machte aber fortwährend den Versuch, die Beschreibung eines andern Diners einzuschalten, eines Mahles, das ein Freund von ihm in Meudon gegeben hatte, und nach welchem jeder Gast vierzehn Tage krank gewesen war. Frau Rosémilly, Hans und die Mutter besprachen den Plan eines Picknicks in Saint-Jouin, von dem sie sich großes Vergnügen versprachen, und Peter bereute, nicht in der nächsten besten Garküche am Meer gegessen zu haben, um all diesem Geschwätz und Gelächter, das ihm auf die Nerven ging, auszuweichen.

Er sann unaufhörlich darüber nach, wie er es anfangen sollte, seinen Bruder zum Vertrauten seiner Sorgen zu

machen und ihn zum Verzicht auf dieses schon in Besitz genommene Vermögen, das er bereits genoß, das ihn im voraus berauschte, zu bewegen. Es mußte Hans sauer werden, dem allem zu entsagen, aber geschehen mußte es; er konnte sich nicht besinnen, nicht schwanken, der Ruf seiner Mutter stand ja auf dem Spiele.

Das Erscheinen einer riesigen Barbe brachte Roland wieder auf Fischereigeschichten und Beausire erzählte auf diesem Gebiete die unglaublichsten Erlebnisse von Gabunland, von St. Marie auf Madagascar, vor allem aber von den Küsten Japans und Chinas, wo die Fische genau so wunderliche Gesichter haben sollten wie die Menschen. Und er fing nun an, diese Fische zu schildern, mit den großen, goldgelben, runden Augen, den seltsamen, fächerförmigen Flossen, den halbmondartigen Schwänzen, und machte dabei all ihre Bewegungen so urkomisch nach, daß die Zuhörer bis zu Thränen lachten.

Nur Peter schien den Beschreibungen des Erzählers keinen Glauben zu schenken und sagte halblaut: „Nicht mit Unrecht nennt man die Normannen die Gascogner des Nordens.“

Nach dem Fisch kam ein Vol-au-vent, darauf Geflügel, Salat, grüne Bohnen und eine Lerchenpastete. Frau Rosémillys Dienstmädchen half beim Auftragen und die Heiterkeit wuchs mit jedem Glas Wein. Als der erste Champagnerpfropfen knallte, ahmte Vater Roland das Geräusch sehr täuschend mit den Lippen nach und versicherte dann, daß ihm dieser Knall weit lieber sei als der einer Pistole.

Peter, der immer reizbarer und verstimmter wurde, bemerkte höhnisch: „Obwohl dir letzterer vielleicht weniger gefährlich wäre.“

Roland, der im Begriff war zu trinken, stellte das volle Glas wieder auf den Tisch und fragte: „Weshalb denn?“

Seit längerer Zeit schon klagte Vater Roland über sein Befinden, litt an Schwindel, Mattigkeit und fortdauerndem, unerklärlichem Unbehagen.

„Weil die Pistolenkugel,“ erwiderte der Doktor, „[illegible]

licherweise an dir vorbeifliegt, der Wein aber ganz gewiß in deinen Leib kommt."

„Und was dann?"

„Dann verbrennt er dir den Magen, greift das Nervensystem an, beschwert den Blutumlauf und arbeitet der Apoplexie in die Hände, welche die stets drohende Gefahr für alle Leute deines Schlages ist."

Die angeheiterte Stimmung des alten Juweliers schien verflogen wie ein Rauchwölkchen, das der Wind verjagt; mit ängstlichen, starren Augen blickte er auf den Sohn und suchte ins klare zu kommen, ob derselbe im Scherz oder Ernst gesprochen.

„Ach! Diese verwünschten Aerzte!" rief Kapitän Beausire. „Da ist doch einer wie der andre, immer dasselbe Lied: essen Sie nicht, trinken Sie nicht, lieben Sie nicht und tanzen Sie keinen Walzer — das alles könnte dem hohen Gesundheitchen etwas zu leide thun. Nun, ich, mein Herr, ich habe alle diese vier Dinge in allen Weltteilen betrieben, so oft ich konnte und so stark ich konnte, und befinde mich vortrefflich dabei."

Herb und scharf versetzte Peter: „Erstens sind Sie kräftiger als mein Vater, Herr Kapitän, und dann sprechen alle Lebemänner so wie Sie, bis zu dem Tag ... an dem Sie nicht mehr da sind, um dem vorsichtigen Arzt sagen zu können: ‚Doktor, Sie haben recht gehabt.' Wenn ich mit ansehen muß, wie mein Vater gerade das thut, was am allerschädlichsten und gefährlichsten für ihn ist, so kann ich doch wohl nicht umhin, ihn zu warnen — ein schlechter Sohn, der das unterläßt."

Nun mischte sich auch Frau Roland schweren Herzens in das Gespräch.

„Aber Peter, was fällt dir denn ein?" sagte sie, „dies einemal wird es ihm doch nicht schaden! Bedenke, was für ein Fest er, wir alle, heute feiern. Du verdirbst ihm ganz die Freude und bringst uns alle um unsern Frohsinn. Das ist recht häßlich, muß ich dir sagen."

„Er kann es halten, wie er will; gewarnt ist er," murrte Peter, die Achseln zuckend.

Aber Vater Roland trank nicht. Er sah sein Glas an, sein volles Glas, mit dem köstlichen, golden schimmernden Wein, dessen leichte, berauschende Seele mit den kleinen Blasen, die vom Grund des Krystallkelches aufstiegen, heftig und rasch, als ob sie es eilig hätten, sich zu verflüchtigen, dahinflog. Mit dem Mißtrauen, womit ein Fuchs eine tote Henne beschnuppert, unter welcher er eine Falle wittert, sah Vater Roland den perlenden Wein an und fragte zögernd: „Du glaubst also, daß es mir sehr schaden würde?“

Peter empfand eine Art von Gewissensbiß und warf sich vor, daß er die andern unter seiner Verstimmung leiden lasse.

„Nun, nun, dies einemal kannst du ihn ja wohl trinken,“ sagte er tröstend, „aber halte Maß und laß es dir nicht zur Gewohnheit werden.“

Da erhob der Vater sein Glas, konnte sich aber noch nicht entschließen, es an die Lippen zu führen. Er hielt es vor sich hin und sah es wehmütig, von Begierde und Furcht erfüllt, an, dann roch er an dem Wein, kostete ihn und trank in kleinen Schlucken, langsam, mit der Zunge prüfend, das Herz voll Angst, Schwachheit und Gelüste, und sobald er den letzten Tropfen verschluckt, von tiefer Wehmut erfüllt, daß der Genuß nun zu Ende.

Plötzlich begegnete Peter Frau Rosémillys Blick; klar, durchdringend und fest waren die blauen Augen auf ihn gerichtet, und er ahnte, fühlte, las in ihnen, was die kleine Frau mit ihrem rechtschaffenen, einfachen Sinn und Verstand dachte, und wie empört sie in ihrem Innern zu ihm sagte: „Du bist neidisch — du solltest dich schämen.“

Er senkte das Haupt und machte sich mit seinem Teller zu schaffen.

Appetit hatte er nicht; nichts wollte ihm schmecken; ein Verlangen, fortzugehen, quälte ihn, eine Sehnsucht, nicht mehr unter diesen Menschen zu sein, sie nicht mehr schwatzen, scherzen und lachen zu hören.

Indessen fing der perlende Champagner Papa Rolands Seelenfrieden wieder zu stören an, die ärztlichen Ratschläge seines Sohnes gerieten etwas in Vergessenheit, und er [illegible]

äugelte mit einer beinahe vollen Flasche, die neben seinem Teller stand. Aus Furcht vor einer neuen Verwarnung wagte er jedoch nicht sie zu berühren und besann sich im stillen auf irgend ein Taschenspielerkunststück, um sich ihrer zu bemächtigen, ohne daß Peter es bekritteln könnte. Endlich geriet er auf eine nahe liegende List; er nahm die Flasche nachlässig und gleichmütig zur Hand, streckte den Arm quer über den Tisch und begann in erster Linie des Doktors eben geleertes Glas zu füllen, worauf er bei allen andern ein gleiches that, und als schließlich das seinige an die Reihe kam, sprach er so laut und lebendig, daß es jedenfalls nur aus Unaufmerksamkeit und Zerstreutheit geschehen sein konnte, daß er sich ebenfalls etwas eingoß, was übrigens von keinem Menschen bemerkt wurde.

Peter trank stark, ohne sich dessen bewußt zu sein. Nervös und erbittert, wie er war, führte er alle Augenblicke ganz gedankenlos den hohen, schlanken Krystallkelch, in dessen durchsichtigem, schäumendem Inhalt man die Bläschen in die Höhe schießen sah, an die Lippen, äußerst langsam und bedächtig schlürfend, um möglichst lang den angenehmen Kitzel der sich verflüchtigenden Kohlensäure auf der Zunge zu spüren.

Allmählich durchströmte eine wohlige Wärme seinen Körper, die vom Magen an, von ihrem Feuerherd, aufsteigend, seine Brust erfüllte, dann die Glieder ergriff und sich durch alle Adern und über jeden Nerv verbreitete, wie eine lauwarme, wohlthätige, Freude bringende Welle. Er fing an, sich behaglich zu fühlen, Verstimmung und Verdruß schwanden, und der Entschluß, am selben Abend noch mit dem Bruder zu sprechen, geriet ins Schwanken, ohne daß er jedoch daran gedacht hätte, denselben ganz aufzugeben — nur verschieben wollte er die Ausführung, um sich selbst nicht allzu früh um sein Wohlbehagen zu bringen.

Zuguterletzt erhob sich Beausire, um einen Trinkspruch auszubringen.

Nachdem er sich in die Runde verneigt, begann er: „Meine huldvollen Damen! Verehrte Herren! Wir sind hier vereint, um ein freudiges Ereignis, das einen unsrer Freunde *betroffen, zu* feiern. Man hat häufig behauptet, Frau For-

tuna sei blind, ich meinesteils glaube einfach, daß sie bisher entweder schlechter Laune oder sehr kurzsichtig gewesen, welch letzterem Mangel sie durch Ankauf eines vortrefflichen Marineglases kürzlich abzuhelfen gewußt hat, mit Hilfe dessen es ihr gelungen ist, im Hafen unsrer Stadt den Sohn unsres braven Kameraden Roland, des Kapitäns der „Perle“, ausfindig zu machen!“

Lebhaftes Bravo ertönte von allen Seiten und lautes Händeklatschen drückte den Beifall der Gesellschaft aus, Vater Roland aber erhob sich redelustig, räusperte sich etwas, da er seine Zunge ein wenig schwer und seine Kehle gar zu gut geschmiert fühlte, und begann dann stotternd: „Danke, Kapitän! Danke Ihnen in meinem und meines Sohnes Namen! Werde nicht vergessen, wie Sie sich bei diesem Anlaß betragen haben! Ich trinke auf Ihr Wohl!“

Augen und Nase wurden dem Wackeren thränenfeucht, und da ihm nichts Weiteres einfiel, setzte er sich wieder.

Lachend stand Hans auf, um an seiner Stelle das Wort zu nehmen.

„An mir ist es,“ sprach er, „den verehrten (er sah Frau Rosémilly in die Augen), trefflichen Freunden zu danken, daß sie mir heute einen so sprechenden, ergreifenden Beweis ihrer Zuneigung gegeben. Nicht Worte sollen mir genügen, meine Dankbarkeit an den Tag zu legen; morgen wie heute, an jedem Tag, in jeder Stunde meines Lebens werde ich dieselbe zu zeigen bestrebt sein, denn die Freundschaft, die uns verbindet, gehört nicht zu den vergänglichen.“

„So ist's recht, mein Kind,“ flüsterte die Mutter tief bewegt, Beausire aber rief: „Vorwärts, Frau Rosémilly, geben Sie uns einen Trinkspruch im Namen des schönen Geschlechts!“

Gehorsam erhob die junge Frau ihren Kelch und mit sanfter, ein wenig traurig klingender Stimme sagte sie: „Ich — ich bringe mein Glas dem gesegneten Andenken des Herrn Marschall!“

Es ward plötzlich still im Zimmer; ein paar Sekunden lang bewahrte jeder eine gerührte, feierliche Miene wie nach einem Gebet, und Beausire, der nie verlegen war, wenn es

sich um eine Artigkeit handelte, bemerkte halblaut: „So Feinfühliges findet doch nur eine Frau.“

Dann wandte er sich an Vater Roland.

„Wer war denn eigentlich dieser Herr Marschall? Sie sind ihm wohl sehr nahe gestanden?“

Der Wein hatte den Alten äußerst weichmütig gestimmt, und halb schluchzend, mit brechender Stimme erwiderte er: „Wie ein Bruder! . . . Sie wissen ja . . . das war ein Mensch, wie man ihn nicht zweimal findet . . . Wir sind unzertrennlich gewesen . . . jeden Abend hat er bei uns gegessen . . . und . . . und dann hat er uns ins Theater eingeladen . . . mehr . . . mehr brauch' ich nicht zu sagen. Ein wahrer Freund . . . ein echter . . . ein wahrer . . . nicht, Luise?“

„Ja, er ist ein treuer Freund gewesen,“ versetzte seine Frau ruhig und einfach.

Peter warf einen forschenden Blick auf Vater und Mutter; dann kam die Rede auf etwas Andres, und er fuhr fort, zu trinken.

Der weitere Verlauf des Abends hinterließ ihm kaum eine Erinnerung, man hatte Kaffee getrunken, ziemlich viel Likör dazu genossen und gelacht und gescherzt, dann, gegen Mitternacht, legte er sich mit schwerem Kopf und ziemlich wirren Gedanken zu Bett und schlief wie ein Murmeltier bis zum andern Morgen um neun Uhr.

Viertes Kapitel.

Dieser dem Champagner und der Chartreuse zu verdankende tiefe Schlaf mußte ihn offenbar beruhigt und milde gestimmt haben, denn er befand sich beim Erwachen in einer leidlich wohlwollenden Seelenverfassung. Während des Ankleidens ging er mit allem, was ihn gestern so erregt, streng *ins Gericht,* prüfte, erwog, überlegte und suchte sich die that-

sächlichen und geheimen Ursachen seiner Aufregung, sowohl die äußeren wie die in ihm selbst liegenden, klar und deutlich vor Augen zu stellen.

Es war ja erklärlich, daß ein Schenkmädchen, als sie hörte, daß nur ein Sohn des Hauses Roland von einem Unbekannten zum Erben eingesetzt sei, einen niedrigen, einer Dirne natürlich naheliegenden Gedanken gehabt; ist es denn nicht die Art solcher Geschöpfe, jeden makellosen Ruf ohne den Schatten einer Veranlassung zu verdächtigen? Hört man sie denn nicht, so oft sie den Mund aufthun, alle die in den Schmutz ziehen, verleumden, deren tadellose Reinheit sie empfinden? So oft in ihrer Gegenwart ein unantastbarer Name genannt wird, sind sie gereizt, als ob darin eine persönliche Beleidigung für sie läge, und sofort heißt es: „Aha, deine anständigen Frauen, die kennen wir, eine nette Sippe das! Haben mehr Liebhaber als unsereine, nur verstehen sie sich besser aufs Heucheln. Das kennt man; das sind saubere Damen, die!"

Andeutungen dieser Art über seine arme Mutter, die so gut, so schlicht und so würdig vor ihm stand, hätte er bei andrer Gelegenheit überhaupt nicht verstanden, weil sie ihm ganz unmöglich, ganz undenkbar erschienen wären. Allein im Innersten seines Herzens gärte der Neid und trübte ihm die Seele. Sein überreizter Verstand, der wider sein besseres Wollen immer auf der Lauer lag, um etwas aufzuspüren, was dem Bruder zum Nachteil gereichen konnte, hatte vielleicht dieser Kellnerin mit dem Bierglas in der Hand gehässige Absichten unterschoben, die sie nie gehabt. Dieser grauenvolle Verdacht konnte möglicherweise nur eine Ausgeburt seiner eignen Phantasie sein, dieser Einbildungskraft, die er nicht beherrschte, die jeden Augenblick mit ihm durchging, und kühn, verwegen und abenteuerlustig in das nicht Ende noch Anfang habende Reich der Gedanken hinauszog und deren manchmal so schmähliche und niedrige zurückbrachte, daß sie selbst bestrebt war, ihre Beute wie gestohlenes Gut in dem undurchdringlichsten Winkel der Seele zu bergen. Kein Zweifel, daß sein eignes Herz der Untiefen und Geheimnisse genug barg, und konnte dies Herz

nicht jenen abscheulichen Zweifel geboren haben, nur um den Bruder des Erbes zu berauben, das er ihm neidete? Der Verdächtige war er selbst, und kein andrer, und wie ein Frommer vor der Beichte durchforschte er Gedanken und Gewissen.

Und wenn diese Frau Rosémilly auch im ganzen eine beschränkte Natur war, so hatte sie doch weiblichen Takt, weibliches Feingefühl und Spürsinn. Ihr aber war dieser Gedanke nicht gekommen, sonst würde sie nicht mit so voller Unbefangenheit den Manen Marschalls ihr Glas geweiht haben. Wenn auch nur der leise Hauch eines Verdachtes ihre Seele gestreift hätte, würde sie das unterlassen haben. Jetzt hatte er Gewißheit — seine unwillkürliche Verstimmung über den seinem Bruder vom Himmel fallenden Reichtum und auch — das durfte er sich sagen — seine heiße, ehrfürchtige Liebe zur Mutter hatten seine an und für sich ehrenwerten und pietätvollen Bedenken bis zur Uebertreibung gereizt.

Nachdem er zu diesem Schluß gelangt, war ihm zu Mut, wie wenn er eine gute That vollbracht; ein Verlangen, sich der ganzen Menschheit freundlich und hilfreich zu zeigen, erfüllte ihn, und er gedachte damit bei seinem Vater den Anfang zu machen, dessen Liebhabereien und thörichte Behauptungen, triviale Anschauungen und allzu deutlich zu Tage tretende Mittelmäßigkeit ihn täglich und stündlich reizten und verstimmten.

Heute kam er nicht zu spät zum Frühstück und ergötzte seine ganze Familie durch Witz und frohe Laune.

„Peterchen, du weißt gar nicht, wie geistreich und amüsant du sein kannst, wenn du nur magst,“ sagte die Mutter ganz entzückt.

Und er sprach, kam auf allerlei liebenswürdige Einfälle und erregte durch launige Charakterisierung der Freunde größte Heiterkeit. Beausire diente seinem Witze zur Zielscheibe und auch Frau Rosémilly kam nicht unversehrt davon, doch nahm er sich wohl in acht, irgend etwas wirklich Verletzendes zu äußern. Wenn er dann den Bruder ansah, *dachte er im stillen:* „So nimm sie doch in Schutz, Gimpel,

der du bist! Was hilft dir all dein Geld, ich werde dich doch überall in Schatten stellen, wenn ich nur Lust habe."

Beim Kaffee fragte er seinen Vater: „Brauchst du die ‚Perle' heute?"

„Nein, mein Junge."

„Kann ich sie haben?"

„Ja, natürlich, so lange du willst."

An der nächsten Straßenecke kaufte er sich eine gute Cigarre und frohen Muts ging er zum Hafen hinunter.

Der Himmel, den er sich prüfend ansah, war hell und klar, sein lichtes Blau wie reingefegt vom Seewind.

Papagris, der alte Matrose, hielt in der Barke, die er, falls nicht morgens gefischt wurde, immer um diese Zeit bereit halten mußte, sein Mittagsschläfchen.

„Wir fahren, Alter!" rief Peter, ging die eisernen Stufen am Quai hinunter und sprang in das Fahrzeug.

„Was für Wind?" fragte er.

„Alleweil Ostwind, Herr Peter. Draußen weht eine nette Brise."

„Gut, gut, Alterchen! Vorwärts!"

Sie zogen das Focksegel auf, lichteten den Anker, und das freigewordene Schiff glitt leise auf dem ruhigen Wasserspiegel des Hafens dem Molo zu. Der schwache Landwind, der von der Stadt kam, fiel auf den höchsten Teil des Segels und war fast nicht wahrnehmbar, so daß die „Perle", wie von eignem Leben beseelt, von einer geheimnisvoll in ihr verborgnen Kraft dahingetrieben erschien. Peter hatte das Steuer in die Hand genommen, und die Cigarre zwischen den Zähnen, die Beine lang ausgestreckt, die Augen vor dem blendenden Licht der Sonne halb zugedrückt, sah er blinzelnd die geteerten Balken des Wellenbrechers an sich vorüberziehen.

Als sie die äußerste Spitze des nördlichen Hafendammes erreicht hatten und auf offner See waren, strich die frische Brise wie eine etwas kühle Liebkosung dem Doktor über Gesicht und Hände, drang ihm in die Brust, die sich mit einem tiefen Seufzer aufthat, um sie einzuatmen, und schwellte das braune Segel so stark, daß die „Perle" sich ein wenig neigte und rasch dahintrieb.

Plötzlich hißte der alte Papagris den Klüver auf, dessen windgefülltes Dreieck wie ein Flügel aussah, dann, mit zwei langen Schritten den Stern des Bootes erreichend, machte er das an seinen Mast gebundene Besansegel los.

Darauf legte sich das Boot zur Seite und schoß pfeilschnell dahin, daß das zurückweichende Wasser es plätschernd und klatschend umspülte.

Das Vorderteil durchschnitt die See, wie eine in rasender Eile dahinstürmende Pflugschar, und die aufgerührten Wogen stürzten weiß und schäumend gerade so zurück, wie es die schweren braunen Schollen der durchfurchten Erde thun.

Bei jeder der kurzen, rasch aufeinander folgenden Wellen erlitt die „Perle" vom Mast bis zum Steuer, das in Peters Hand zitterte, einen Stoß, und als der Wind ein paar Sekunden lang an Stärke zunahm, leckte das Wasser so begehrlich über Bord, als ob es die Barke zu verschlingen gedachte. Ein Kohlenschiff von Liverpool lag, die Flut erwartend, vor Anker, sie segelten um dasselbe herum, besuchten dann der Reihe nach die auf der Reede liegenden Fahrzeuge und fuhren schließlich noch weiter hinaus, um den Anblick der ganzen Küste zu genießen.

Drei volle Stunden vagabundierte Peter ruhig und zufrieden auf den schäumenden Wellen umher und lenkte, wie ein fügsames, flinkes Flügeltier, dies Geschöpf aus Holz und Segeltuch, das, seinem Fingerdruck gehorchend, nach seiner Laune hin und her flog.

Er träumte dabei, wie man nur auf dem Rücken eines Pferdes oder dem Deck eines Bootes träumt, malte sich seine Zukunft schön und befriedigend aus und sagte sich, wie süß ein vernunftgemäßes, geistig beschäftigtes Leben sei. Gleich am andern Morgen, so beschloß er, wollte er seinen Bruder bitten, ihm auf drei Monate fünfzehnhundert Franken zu leihen, und dann wollte er sich auf der Stelle in dem hübschen Zwischengeschoß am Boulevard Franz I. häuslich einrichten.

„Da wäre der Nebel, Herr Peter; jetzt heißt's machen, daß man heim kommt," sagte der alte Matrose plötzlich.

Der Doktor schlug die Augen auf und gewahrte im

Norden einen tiefen, grauen Schatten, der, den Himmel feucht umhüllend und das Meer verdeckend, wie eine herabgefallene Wolke auf sie zugelaufen kam.

Das Boot ward gewendet, und, den Wind im Rücken, glitt es, von dem rasch näher kommenden Nebel verfolgt, dem Damme zu. Ein kalter Schauer fuhr Peter durch die Glieder, als die Wolke sie doch einholte und in ihre graue, dichte, ungreifbare Masse hüllte, und der dem Meernebel eigne scharfbrandige, feuchte Geruch ließ ihn den Mund fest schließen, damit er möglichst wenig von der schweren, nassen, eisigen Luft einatme. Als die Barke an ihrem gewohnten Platze im Hafen anlegte, war schon die ganze Stadt in Dunst gehüllt, und ohne sich eigentlich in Wasser zu verwandeln, durchnäßte der Nebel mehr als jeder Regen und machte Pflaster und Straßen schlüpfrig.

Mit kalten Füßen und frierenden Händen ging Peter eilig nach Haus und warf sich aufs Bett, um vor der Mahlzeit noch ein Stündchen zu schlummern. Als er dann später ins Eßzimmer kam, sagte seine Mutter gerade zu Hans: „Du sollst sehen, die Galerie wird sich reizend machen. Wir stellen Blumen hinein; die Pflege und Ergänzung ist meine Sache. Wenn du dann Gesellschaften gibst, wird es sich feenhaft ausnehmen."

„Wovon ist denn die Rede?" fragte der Doktor.

„Von einer entzückenden Wohnung, die ich soeben für deinen Bruder gemietet habe. Wirklich ein glücklicher Fund — ein Zwischengeschoß, das nach zwei Straßen geht. Es sind zwei Salons darin, eine Galerie mit Glasverschluß und ein runder, kleiner Speisesaal, für einen Junggesellen fast ein wenig kokett."

Peter ward blaß; der Zorn krampfte ihm das Herz zusammen.

„In welcher Lage?" fragte er.

„Am Boulevard Franz I."

Nun war die Sache über allen Zweifel erhaben, und völlig außer sich, setzte er sich an den Tisch und hätte nur schreien mögen: „Das ist mir aber doch zu toll! Alles, alles scheint nur noch für ihn auf der Welt zu sein."

„Und denke dir nur," fuhr die Mutter in ihrer Begeisterung arglos fort, „wir kriegen die ganze Wohnung um zweitausendachthundert Franken. Dreitausend wurden ursprünglich verlangt, aber weil ich einen Mietkontrakt auf je drei, sechs oder neun Jahre einging, wurden zweihundert Franken nachgelassen. Das Haus ist wie gemacht für deinen Bruder. Ein elegantes Büreau und Arbeitszimmer, und das Glück des Advokaten ist fix und fertig. Das zieht den Klienten an, hält ihn fest, blendet ihn, flößt ihm Respekt ein und macht ihm begreiflich, daß ein Mann, der so rechnet, sich die guten Ratschläge teuer bezahlen lassen muß."

Sie schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie fort: „Wir müssen nun daran denken, etwas Aehnliches für dich zu finden, Peter; viel einfacher und bescheidener natürlich, da du kein Vermögen hast, aber doch auch recht hübsch. Das wird dir ebenso zu statten kommen, glaube mir."

„Wie, Mutter? Ich werde durch Wissen und Können allein zum Ziele gelangen," versetzte der Doktor im wegwerfendsten Tone.

„Jawohl, natürlich, aber eine hübsche Wohnung macht doch viel aus," sagte die Mutter, auf ihrer Lieblingsidee beharrend.

Im Verlaufe der Mahlzeit fragte Peter plötzlich: „Auf welche Weise habt ihr denn diesen Marschall kennen gelernt?"

Der Vater blickte auf und suchte mit einiger Anstrengung in seinen Erinnerungen.

„Ja, warte mal, wie war das eigentlich — ich weiß nicht mehr genau. Es ist gar lange her. O ja, halt, jetzt hab' ich's! Deine Mutter war's, die seine Bekanntschaft gemacht hat, im Laden, nicht wahr, Luise? Er wollte irgend etwas bestellen und ist dann häufig wiedergekommen. Mit der Kundschaft fing die Freundschaft an."

Peter, der eben Bohnen aß und in denselben umherstocherte, als ob er sie mit der Gabel einzeln aufspießen wollte, fragte weiter: „Um welche Zeit etwa hat sich denn diese Bekanntschaft gemacht?"

Roland gab sich abermals die Mühe, sein Gedächtnis

zu durchforschen, da er aber rein nichts darin vorfand, rief er seine Frau zu Hilfe.

„In welchem Jahre war's denn, Luise, du kannst es ja nicht vergessen haben, du, mit deinem guten Gedächtnis? Laß mal sehen . . . es war . . . im Jahre . . . fünf- oder sechsundfünfzig, nicht? So besinne dich doch . . . du mußt es ja besser wissen als ich."

Sie dachte in der That eine Weile nach und erwiderte dann, vollkommen ruhig, mit sicherer Stimme: „Im Jahre achtundfünfzig ist's gewesen, Alter. Peter war damals drei Jahre. Ich kann es deshalb mit Sicherheit nachrechnen, weil es in demselben Jahre war, da der Junge das Scharlachfieber hatte und Marschall, den wir noch kaum kannten, uns so hilfreich beisprang."

„Natürlich, so ist's!" rief Roland. „Ja freilich, freilich! Rührend ist der Mann gewesen! Deine Mutter konnte sich vor Ueberanstrengung und Sorge nicht mehr auf den Füßen halten, ich war festgenagelt im Laden, da rannte er immer in die Apotheke, um deine Arzneien zu holen. Ein Herz wie Gold, wahrhaftig! Und die Freude, als du wieder gesund warst, wie er dich da küßte! Von der Zeit ab waren wir Freunde, und zwar von Herzen."

Schonungslos und unaufhaltsam wie eine Kugel, die alles zerfetzt und durchlöchert, drängte sich Peter der Gedanke auf: „Wenn er mich zuerst gekannt, sich für mich geopfert, mich lieb gehabt und geküßt hat, wenn ich also die eigentliche Veranlassung gewesen bin, daß er den Eltern näher getreten, weshalb hat er dann sein ganzes Vermögen meinem Bruder hinterlassen, und mir keinen Heller?"

Er stellte keine Fragen mehr und blieb ernst und finster, mehr geistesabwesend und innerlich beschäftigt als nachdenklich, eine neue, noch gestaltlose Sorge, den Keim kommenden Uebels in sich bergend.

Nach Tisch ging er sofort wieder aus und nahm sein Umherstreifen in den Straßen von neuem auf. Die Nacht war durch den Nebel, welcher Häuser, Plätze und Menschen umfing, undurchsichtig düster, die Luft schwer und widerlich, wie wenn ein verpesteter Hauch über der Erde läge. Ueber

den Gasflammen sah man den schwärzlichen Dunst zittern, und zuweilen schien er die Oberhand gewinnen zu wollen und sie zu verlöschen. Das Straßenpflaster war so schlüpfrig wie bei Glatteis, und alles, was sich an schlechten Gerüchen in der Tiefe der Häuser fand, schien sich hervorzuwagen: aus Kellern, Gruben, Kloaken und armseligen Küchen des armen Volkes drangen häßliche Dünste, die sich zu dem abscheulichen Geruch des Nebels gesellten.

Den Rücken gebeugt, die Hände in den Taschen, trat Peter, der die Kälte auf die Länge unerträglich fand, bei Marowsko ein.

Der alte Apotheker schlummerte, wie immer, unter seiner einsamen, tief herabgeschraubten Gasflamme, die das Wachen für ihn besorgen mußte. Als er Peter erkannte, dem er zugethan war wie ein treuer Hund, schüttelte er die Schläfrigkeit ab und holte eilends zwei Gläser und den rubinroten „Johannisgeist“.

„Nun,“ fragte der Doktor, „wie weit haben Sie es mit dem Gebräu gebracht?“

Der Pole setzte weitläufig auseinander, daß vier der besuchtesten Cafés in der Stadt den Likör zu führen versprochen hatten, und daß der „Leuchtturm“ und der „Küsten-Telegraph“ Reklame für denselben machen werden, für welchen Dienst er den Herren Redakteuren pharmazeutische Produkte zur Verfügung gestellt habe.

Nach längerem Schweigen fragte Marowsko, ob Hans denn wirklich in den Besitz seines Vermögens getreten sei, und that dann noch drei oder vier nicht sehr eingehende Fragen über diesen Gegenstand. Seine scheue Verehrung und Hingebung für den Doktor empörte sich gegen die Parteilichkeit, und Peter las in den abgewandten Blicken, ahnte, verstand, hörte aus dem unsichren Ton der Stimme alles, was sich dem alten Manne wohl auf die Lippen drängen mochte, was er aber, vorsichtig, schüchtern und ängstlich wie er war, nicht aussprach und nimmermehr ausgesprochen hätte.

Jetzt zweifelte er nicht mehr, er wußte, daß der Alte im Stillen dachte: „Du hättest deinen Bruder diese Erbschaft, die deine Mutter ins Gerede bringen muß, nicht

antreten lassen sollen. Vielleicht glaubte er auch, daß Hans Marschalls Sohn sei. Vielleicht? Nein, ganz gewiß glaubte er es. Und weshalb denn nicht, da ihm die Sache ja so wahrscheinlich, naheliegend erscheinen mußte? Kämpfte denn er, Peter, der eigne Sohn, nicht mit aller Kraft, mit jeder Fiber seines Herzens gegen diesen abscheulichen Verdacht, that er nicht alles, um seine eigne Vernunft zu hintergehen?"

Von neuem ergriff ihn das Bedürfnis, allein zu sein, sich zu sammeln, mit sich selbst auseinanderzusetzen, ohne Schwachheit, ohne Bedenken diese grauenhafte Möglichkeit klar ins Auge zu fassen; mit solcher Gewalt machte sich dies Verlangen geltend, daß er, ohne sein Likörglas auszutrinken, aufstand, dem verblüfften Apotheker die Hand drückte und wieder in den Nebel der Straßen untertauchte.

„Weshalb hat dieser Marschall sein ganzes Vermögen meinem Bruder bestimmt?"

Es war jetzt nicht mehr die Eifersucht, die ihn fragen und forschen ließ, es war nicht mehr jener niedrige und doch in der menschlichen Natur begründete Neid, den er insgeheim empfunden und seit Tagen mannhaft bekämpft hatte, nein — es war die Angst vor einem Entsetzlichen, die Furcht davor, daß er selbst glauben könnte, daß Hans, daß sein Bruder der Sohn jenes Mannes sei!

Nein, er glaubte es nicht; sich die Frage vorzulegen, war ja schon ein Verbrechen! Aber auch dieser leise, so ganz und gar unwahrscheinliche Verdacht mußte bis zur Wurzel, für alle Zeit, ausgerottet werden. Er mußte Gewißheit haben, klar sehen, in seinem Herzen mußte sicheres Vertrauen sein, denn er liebte auf der Welt nichts als seine Mutter.

Allein in der Nacht umherirrend, wollte er in seiner Erinnerung nachforschen, die ganze Schärfe seines Verstandes anwenden, daß die Wahrheit hell und leuchtend zu Tage treten würde, treten müßte. Dann wollte er fertig damit sein, nie mehr im Leben daran denken, zu Bett gehen und schlafen.

Er sammelte sich. „In erster Linie sehen wir uns ein-

mal die Thatsachen an," sagte er sich. „Ferner gilt es, mir alles, was ich von ihm weiß, zurückzurufen, seine Art und Weise, mit mir und meinem Bruder zu verkehren, dann werde ich den Ursachen und Gründen dieser Parteilichkeit wohl auf die Spur kommen. ... Er hat es miterlebt, als Hans zur Welt kam? Jawohl, aber mich hat er schon vorher gekannt. Wenn er meine Mutter geliebt hätte, stumm und heimlich, so würde er mich vorgezogen haben, denn mir, meinem Scharlachfieber, dankte er es, daß er in nähere Beziehung zu meinen Eltern getreten. Logischerweise hätte er mich wählen, eine besondre Zuneigung für mich empfinden müssen, und er hätte sie empfunden, wenn nicht beim Heranwachsen meines Bruders eine instinktive Vorliebe, ein naturgemäßes Hingezogensein zu diesem sich entwickelt hätten."

Mit verzweifelter Schärfe und Genauigkeit, mit Aufbietung all seines Denkvermögens durchstöberte er sein Gedächtnis und suchte sich den Mann, der jahrelang, seinem Herzen völlig fremd, in Paris an ihm vorübergegangen, wieder vor Augen zu führen, sich sein Wesen klar zu machen, ihn zu durchschauen und zu verstehen.

Allein er fühlte, daß die Bewegung des Gehens, der intensiven Thätigkeit des Gehirns nicht förderlich war, daß seine Gedanken sich verwirrten, sich nicht festhalten ließen, sein Gedächtnis sich etwas verschleierte und sein Scharfblick beeinträchtigt war.

Sollte er Vergangenheit und Gegenwart, Bekanntes und Unbekanntes mit vollendeter Klarheit überschauen, sollte ihm nichts, auch das Kleinste nicht entgehen, so mußte er ruhig und regungslos in einem weiten, einsamen Raume sein, und er beschloß, sich, wie letzte Nacht, auf den Hafendamm zu setzen.

Als er denselben betrat, vernahm er von der offnen See herüber einen düstern, unheimlichen Klagelaut, ähnlich dem Brüllen eines Stieres, nur länger andauernd und gewaltiger. Es war der Ruf des Nebelhorns, der Hilfeschrei der im Nebel verlorenen Schiffe.

Ein Schauder überlief ihn, sein Herz krampfte sich zu-

sammen, so mächtig hatte dieser Jammerschrei, den er fast selbst ausgestoßen zu haben wähnte, ihm Seele und Nerven durchbebt. Dann ließ eine andre Stimme aus etwas größerer Entfernung den nämlichen Klageton vernehmen, und plötzlich stieß in seiner unmittelbaren Nähe die Sirene des Hafens, antwortend, ein ohrzerreißendes Getöse aus.

Mit großen Schritten eilte Peter den Damm entlang; er dachte nichts mehr, er war nur froh, in dieser heulenden, schauerlichen Finsternis zu verschwinden.

Als er die äußerste Spitze des Molo erreicht hatte, drückte er die Augen zu, um weder die nebelverschleierten elektrischen Lichter, die den Hafen bei Nacht zugänglich machen, noch das rote, kaum zu unterscheidende Feuer des Leuchtturms auf der südlichen Hafeneinfahrt wahrzunehmen. Eine halbe Wendung machend, stützte er die Ellbogen auf die Granitstufen und barg sein Gesicht in den Händen.

Ohne daß die Lippen den Namen ausgesprochen hätten, ertönte es unaufhörlich in ihm: „Marschall! Marschall!" als ob sein Wille den Schatten beschwören und herbeirufen wollte. Und plötzlich stand vor seinen festgeschlossenen Augen der Mann, wie er ihn stets gekannt, deutlich und greifbar. Er war ein Sechziger, mit spitzem, weißem Vollbart und gleichfalls weißen, dichten Augenbrauen. Seine Gestalt war weder groß noch klein zu nennen, sein Ausdruck liebenswürdig, die grauen Augen mild und freundlich, die Bewegungen schlicht und einfach, sein ganzes Aeußere vereint einen weichherzigen, ehrlichen, guten Menschen. Er hatte Peter und Hans allezeit seine lieben Jungen genannt; nie hatte es den Eindruck gemacht, als ob er den einen dem andern vorzöge, und er hatte sie immer miteinander zum Essen eingeladen.

Mit der Zähigkeit eines Spürhundes, der einer halb verwischten Fährte folgt, suchte er sich Worte, Bewegungen, Stimme und Tonfall, Blick und Ausdruck dieses von der Erde abgeschiedenen Mannes vorzustellen, und ganz allmählich, stückweise vor ihm auftauchend, stand die Wohnung in der Rue Tronchet, wo er sie, seinen Bruder und ihn, so oft zu Tisch geladen, wieder vor ihm.

Zwei *weibliche*, schon in reifen Jahren stehende Dienst-

boten versahen den Haushalt, und beide hatten sich längst angewöhnt, die jungen Rolands „Herr Peter“ und „Herr Hans“ zu nennen.

Marschall stand dann da, den jungen Leuten beide Hände hinstreckend, dem einen die linke, dem andern die rechte, wie sich's eben traf.

„Willkommen, Kinder!“ pflegte er zu sagen. „Habt ihr Nachricht von zu Hause? Mir zu schreiben, fällt euren Eltern nicht ein!“

Man plauderte vertraulich und angenehm über dies und jenes. Der Mann war in keiner Hinsicht bedeutend, aber eine durch und durch ansprechende, liebenswürdige Natur, voll Güte und Herzenshöflichkeit. Vor allem aber war er ihnen ein treuer Freund, einer von jenen, über die man sich nie Gedanken macht, weil man ihrer viel zu sicher ist.

Jetzt tauchten die Erinnerungen in Scharen auf und flossen ihm von allen Seiten zu. Als Marschall ihn mehrmals etwas beklommen und verdrießlich gesehen und ihn in Studentennöten vermutet haben mußte, hatte er ihm Geld angeboten und ihm aus freiem Antrieb da und dort ein paar hundert Franken geliehen. Beide Teile hatten das Darlehen sofort vergessen, und zurückerstattet war es niemals worden. Der Mann mußte ihn also doch immer noch gern gehabt, Anteil an ihm genommen haben, sonst hätte er sich ja nicht darum bekümmert, was ihm not that. Aber wenn dem so war ... warum sein ganzes Vermögen Hans zuwenden? Nein, er hatte niemals eine Bevorzugung des jüngeren vor dem älteren an den Tag gelegt, hatte sich nie mit dem einen mehr als mit dem andern beschäftigt, war dem Bruder nie mit mehr Zärtlichkeit, mehr Liebe begegnet als ihm selbst. Dann ... dann ... mußte also ein geheimer, aber vollkommen triftiger Grund vorliegen, Hans alles — buchstäblich alles — zu geben und Peter nichts.

Je mehr er darüber nachdachte, je mehr er die ganze Vergangenheit dieser letzten Jahre wieder durchlebte, desto unfaßlicher, unglaublicher schien ihm dieser zwischen den Brüdern gemachte Unterschied.

Und ein stechender Schmerz, eine unsagbare Angst durch-

drang seine Brust und durchzitterte sein Herz, als ob es in Fetzen gerissen werden sollte. Es war ihm, als ob die Klappen den Dienst versagten und das Blut ungehemmt in wildem Lauf hindurchströmte und es hilflos erbeben machte.

Halblaut, wie man beim Alpdrücken zu sich selbst spricht, flüsterte er: „Ich muß es wissen. Mein Gott, ich muß es wissen."

Nun griff er tiefer zurück in die Vergangenheit, in die Zeit, da die Eltern noch in Paris gewohnt hatten. Allein die Gesichter verschwammen ihm undeutlich, und es lag wie Nebel über dem ganzen Bild. Mit eigensinniger Ausdauer suchte er sich zurückzurufen, welche Haarfarbe Marschall vor dem Ergrauen gehabt, ob er blond, braun oder ganz dunkel gewesen? Es gelang ihm nicht; das Greisenbild des Mannes allein hatte sich, alle früheren verwischend, ihm eingeprägt. Nur daß derselbe früher schlanker, schmächtiger gewesen, fiel ihm wieder ein, daß er freigebig gewesen und daß er häufig Blumen gebracht hatte. Daß dies sehr oft geschehen sein mußte, war klar, denn er erinnerte sich ganz deutlich, seinen Vater sagen zu hören: „Blumen und immer Blumen! Aber mein Bester, das ist ja Unsinn; Sie werden sich mit Rosen zu Grunde richten!"

Marschall aber hatte dann erwidert: „Ach, lassen Sie mir doch die Freude."

Und plötzlich hörte er ganz genau den Tonfall, mit dem seine Mutter lächelnd gesagt hatte: „Danke, mein Freund!" Merkwürdig, er glaubte wirklich ihre Stimme zu vernehmen! Wie oft mußte sie diese drei Worte gesprochen haben, daß sie sich dem Gedächtnis ihres Sohnes so unauslöschlich eingegraben!

Dieser Marschall, der reiche, gebildete Mann, der Käufer und Kunde, hatte also dieser kleinen Ladenfrau, der Gattin eines bescheidenen Goldarbeiters, Blumen gebracht. Hatte er sie geliebt? Wie wäre er denn der Hausfreund dieses Geschäftsmannes geworden, wenn er die Frau nicht geliebt hätte? Er war ein unterrichteter Mann, ein feiner, vielseitiger Geist. Wie oft hatte er nicht mit Peter über Litteratur und Poesie gesprochen! Dabei hatte er freilich nicht den

Standpunkt des kritischen Beurteilers, sondern den der mitempfindenden, mitlebenden Seele eingenommen, und Peter hatte oft über seine Rührsamkeit, die ihm äußerst kindisch vorgekommen war, gelächelt. Heute ward es ihm klar, daß dieser feinfühlende, zur Sentimentalität neigende Mann nie und nimmermehr der Freund seines so durchaus realistischen, am Boden klebenden, schwerfälligen Vaters, für den Poesie gleichbedeutend mit Unsinn war, hatte sein können.

Also war dieser Marschall als junger, reicher, unabhängiger Mann mit liebebegehrendem Herzen eines Tages in den Laden getreten, entweder rein zufällig, oder weil er eine hübsche Verkäuferin in demselben bemerkt, und hatte gekauft, war wieder gekommen, hatte geplaudert, und zwar von Tag zu Tag vertraulicher, und sich durch zahlreiche bedeutende Einkäufe das Recht errungen, sich häuslich niederzulassen, die junge Frau anzulächeln und dem Gatten die Hand zu drücken.

Und dann ... dann ... o mein Gott ... was dann?

Bis zum Erscheinen des zweiten Kindes hatte er den Erstgeborenen, den Sohn des Juweliers, verhätschelt und geliebkost; bis zu seinem Tod war alles undurchdringlich geblieben, dann aber, als das Grab sich über ihm geschlossen, sein Leib der Verwesung preisgegeben, sein Name aus der Liste der Lebenden gestrichen, sein ganzes Dasein ausgelöscht, dann, als er nichts mehr zu fürchten, nichts mehr zu schonen, nichts mehr zu verbergen gehabt, hatte er sein ganzes Vermögen diesem zweiten Sohn vermacht. ... Weshalb? ... Dieser Mann war klug und besonnen gewesen ... er hätte voraussehen, begreifen müssen, daß dies unfehlbar zu der Annahme führen würde, daß dieser Sohn sein Kind sei. — Er brachte also eine Frau um Namen und Ehre — würde er das gethan haben, wenn Hans nicht sein Fleisch und Blut wäre?

Und plötzlich kam eine sehr bestimmte, entsetzliche Gewißheit über Peter — seine Erinnerung trog ihn nicht: Marschall war blond gewesen, blond, wie sein Bruder Hans. Er wußte es genau, er entsann sich eines Miniaturbildes, das er in Paris gesehen, es hatte in ihrem Salon auf dem

Kamin gestanden, jetzt war es verschwunden. Wo war es? Verloren oder verborgen? O, wenn er es sehen, in die Hand bekommen könnte, und wär's auch nur für ein paar Sekunden! Vielleicht, daß seine Mutter es in einem geheimen Fach aufbewahrte, wie man Liebesreliquien aufzubewahren pflegt.

Bei diesem Gedanken fühlte er Elend und Verzweiflung so übermächtig in sich werden, daß er ein Stöhnen hören ließ, einen jener kurzen, wilden Klagelaute, wie der Körperschmerz sie auch festgeschlossenen Lippen erpreßt. Und mit einemmal, als ob sie ihn gehört, ihn verstanden hätte und ihm antworten wollte, heulte die Sirene des Hafens dicht neben ihm. Wie der Schrei eines übernatürlichen Ungeheuers, mächtiger als der Donner, ließ sie ihr Wind und Wogen übertönendes, wildes, entsetzenerregendes Gebrüll ertönen, das weit hinaus drang in die schwarze Nacht, dahin über die im Nebel unsichtbare See.

Und von neuem erhoben sich in der Finsternis draußen, in dem undurchdringlichen Dunst, bald nah, bald fern, die nämlichen Stimmen, und schauerlich klang der Antwortruf der blinden Dampfer durch die nächtliche Stille.

Tiefes Schweigen trat wiederum ein.

Peter hatte die Augen geöffnet und sah, wie von einem beängstigenden Traum erwacht, um sich und gewahrte mit Erstaunen, wo er sich befand.

„Ich bin wahnsinnig," dachte er, „ich zweifle an meiner Mutter." Und Liebe, Rührung, Reue, Abbitte, Verzweiflung durchfluteten seine Seele. Seine Mutter! Sie kennen, wie er sie kannte, und ihr mißtrauen? Waren denn Seele und Leben dieser schlichten, keuschen, ehrbaren Frau nicht rein und krystallhell? War's möglich, daß sie für einen, der sie gesehen und gekannt, nicht über jeden Verdacht erhaben dastand? Und er, ihr Sohn, er hat an ihr gezweifelt! Ach! Wenn er sie in diesem Augenblick in die Arme schließen, ihr Mund und Hände küssen, vor ihr auf die Kniee hätte sinken können.

Sie sollte seinen Vater hintergangen haben, sie? ... Seinen Vater! Gewiß, er war ein wackerer Mann, rechtlich und geschickt in seinem Geschäft, allein sein Geist hatte

nie über seinen Laden hinausgereicht und sein Horizont war äußerst beschränkt. Wie hatte diese Frau, die einst reizend gewesen war — man hatte ihm das oft erzählt, und die Spuren der Schönheit waren noch heute sichtbar — wie hatte sie mit ihrer feinfühligen, liebevollen, weichen, warmherzigen Natur diesen Mann, der so grundverschieden von ihr war, als Bräutigam und Gatten annehmbar finden können?

Lagen die Gründe nicht auf der Hand. Sie hatte ihn geheiratet, wie jedes junge Mädchen den ihr von den Eltern zugeführten, wohlbestallten Freier heiratet. Sie hatten dann sofort in der Rue Montmartre ihren Laden eröffnet, und die junge Frau, die im Comptoir den Herrscherstab führte, hatte, im Bewußtsein, für den eignen Herd zu arbeiten, von jener tiefwurzelnden, geheiligten Gemeinsamkeit der Interessen erfüllt, die in so vielen Ehen des Pariser Handelsstandes Liebe, ja, sogar Achtung ersetzt, ihre ganze Kraft, ihren ganzen regsamen und feinen Verstand aufgewendet zur Gründung eines Vermögens. So war das Leben dahingegangen, einförmig, ruhig, ehrbar, ohne Leidenschaft!

Ohne Leidenschaft? . . . War es möglich, daß einer Frau die Liebe fremd bliebe? Konnte eine Frau, die jung, hübsch, in Paris lebte, Romane las und den Schauspielerinnen, die auf der Bühne vor Liebe starben, Beifall zujubelte, konnte sie dem Matronenalter entgegenreifen, ohne daß ihr Herz auch nur ein einzigmal berührt worden wäre? Bei jeder andern würde er das nicht für möglich halten — weshalb sollte er es von seiner Mutter glauben?

Der Liebe fähig war sie, zweifelsohne so gut wie jedes Weib! Weshalb sollte sie anders sein als die andern, nur weil sie seine Mutter war?

Sie war jung gewesen, hatte alle poetischen Ueberschwänglichkeiten, die junge Herzen trüben, in sich getragen. Sie hatte von Mondenschein, von heimlichen Küssen im abendlichen Dunkel, von Reisen in fernen Landen geträumt an der Seite eines gewöhnlichen Menschen, der nur vom *Geschäft* sprach und sie in seinem Laden gefangen hielt. Und

eines Tages war ein Mann zu ihr getreten, gerade wie die Liebhaber im Roman auftreten, und hatte die nämlichen Reden geführt wie diese.

Sie hatte ihn geliebt! Weshalb denn nicht? Es war seine Mutter! Wohl und gut, aber mußte man aus Liebe zur Mutter blind und taub sein, mußte man augenscheinliche Thatsachen leugnen, weil es sich um sie handelt?

Hatte sie sich dem Manne geschenkt? ... Ja — denn dieser Mann hatte keine andre Geliebte gehabt; ja — denn dieser Mann war der alternden, ihm entrückten Frau treu geblieben; ja — denn dieser Mann hatte sein ganzes Vermögen seinem, ihrem Sohne hinterlassen! ...

Wutbebend erhob sich Peter. Er hätte jemand totschlagen mögen. Sein ausgestreckter Arm, die geöffnete Hand waren bereit zum Dreinschlagen, zum Morden, zum Erdrosseln, zum Zerreißen! Wen? Die ganze Welt! Seinen Vater, seinen Bruder, den Verstorbenen, seine Mutter.

Er raffte sich auf, nach Hause zu gehen. Was würde er thun?

Als er an dem Türmchen beim Signalmast vorüberging, ertönte der markdurchdringende Schrei der Sirene unmittelbar neben ihm. Er fuhr so heftig zusammen, daß er beinahe gefallen wäre und bis an die granitene Brüstung zurücktaumelte. Er setzte sich wieder; er war an allen Gliedern zerschlagen durch Aufregung und Schreck.

Der erste Dampfer, der Antwort gab, schien ganz in der Nähe zu sein und ward, da die Flut hochstand, am Hafeneingang sichtbar.

Peter wandte sich um und unterschied eine nebelgetrübte, rote Laterne, und in dem hellen Lichte der elektrischen Flammen am Hafen zeichnete sich zwischen beiden Leuchtfeuern ein tiefer Schatten. In seinem Rücken hörte er die heisere Stimme des Wächters, eines ausgedienten Kapitäns.

„Name des Schiffes?“

Und aus dem Nebel klang die gleichfalls heisere Stimme des auf dem Deck stehenden Lotsen herüber: „Santa Lucia.“

„Land?“

„Italien.“

„Hafen?"

„Neapel."

Vor Peters trübem Blick stand wie mit einem Zauberschlag die leuchtende Feuergarbe des Vesuv und an den Fuß des Vulkans geschmiegt die schweigenden, von Glühwürmchen übersäeten Orangenhaine von Sorrent und Castellamare. Wie oft hatte er von diesen altvertrauten Namen geträumt, wie oft war ihm zu Sinn gewesen, als ob er die vielgenannten Stätten kenne! Ach! Wenn er reisen könnte, gleich, auf der Stelle, einerlei wohin, und nie zurückkommen, nie schreiben, nie wissen lassen, wo er geblieben und was aus ihm geworden! Aber nein, er mußte nach Hause, mußte unter das väterliche Dach zurückkehren und sich in sein Bett legen.

Das konnte er nicht; er wollte nicht heimgehen; er wollte hier den Tag erwarten. Die Stimmen der Sirenen gefielen ihm. Er stand wieder auf und fing an den Damm entlang zu schreiten, wie ein Beamter, der seine Runde macht.

Hinter dem ersten näherte sich jetzt, riesengroß und geheimnisvoll, ein zweites Schiff; es war ein englisches, das von Indien zurückkehrte.

Noch mehrere sah er nacheinander aus der undurchdringlichen Finsternis auftauchen. Dann fing der Nebel an, so unerträglich naß zu werden, daß Peter doch die Richtung nach der Stadt einschlug. Er war so durchfroren, daß er in eine Matrosenkneipe trat, um ein Glas Grog hinunterzustürzen, und als die heiße, scharfe Flüssigkeit ihm Zunge und Gaumen verbrannte, fühlte er wieder ein Fünkchen Hoffnung in sich aufglimmen.

Vielleicht hatte er sich getäuscht. Er kannte sie ja lange, seine wildschweifende, unvernünftige Gedankenwelt! Ohne Zweifel, er mußte sich getäuscht haben? Er hatte wie ein Inquisitor ein Gerüste von Beweisen aufgetürmt, das es einem leicht macht, einen Unschuldigen, den man schuldig finden will, zu verdammen. Sobald er drüber geschlafen, würde er alles anders ansehen. Er ging also nach Hause, um sich zu Bett zu legen; er wollte einschlafen, und es gelang ihm.

Fünftes Kapitel.

Aber kaum ein oder zwei Stunden fand der Körper des Doktors in einem unruhigen, angstvollen Schlummer Betäubung. Als er in dem dunkeln, dumpfigen Zimmer mit den festverschlossenen Fenstern erwachte, empfand er, noch ehe seine Gedanken sich wieder zurecht gefunden, jenen schmerzhaften Druck, jenes seelische Unbehagen und Zerschlagensein, mit dem uns der Kummer aus dem Schlafe weckt. Das Unheil, das uns am Abend zuvor erschüttert, verwundet hat, scheint sich während der Ruhe unsrem Leib mitgeteilt zu haben, den es wie Fieber durchglüht und matt und elend macht. Plötzlich kam ihm alles wieder zum Bewußtsein und er setzte sich hastig im Bette auf.

Langsam wiederholte er sich Wort für Wort alles, was er draußen bei den kreischenden Sirenen gedacht und gefolgert hatte. Je mehr er überlegte, desto mehr wuchs die Gewißheit. Wie eine gewaltige Hand, die uns mit sich fortreißt und uns erwürgt, zog sein logisches Denken ihn zu der unerträglichen Wahrheit.

Er hatte Durst und Hitze; sein Herz klopfte heftig. Er stand auf, um sein Fenster zu öffnen und Atem zu schöpfen; als er durchs Zimmer ging, drang durch die Wand ein leises Geräusch an sein Ohr.

Hans schlief im Nebenzimmer und schnarchte friedlich. Er konnte schlafen, er! Er ahnte nichts, er wollte nichts erraten! Ein Mann, der ihre Mutter gekannt, hinterließ ihm sein Vermögen, und er steckte das Geld ein und fand die Sache ganz gerecht und natürlich.

Reich und vergnüglich schlief er, ahnungslos, daß sein Bruder vor Jammer und Elend fast zusammenbrach, ahnungslos, daß ihn ein wilder Zorn erfaßte gegen den zufriedenen, sorglosen Schnarcher.

Gestern noch hätte er an seine Thür geklopft, wäre eingetreten, hätte sich ans Bett gesetzt und hätte dem verwundert dreinschauenden, schlaftrunkenen Bruder gesagt: „Hans, du darfst dies Vermächtnis nicht annehmen; wenn

du's thätest, würde man morgen unsre Mutter verdächtigen und ihre Ehre antasten."

Heute konnte er nicht mehr sprechen; er konnte Hans nicht sagen, daß er ihn nicht für den Sohn ihres Vaters hielt. Jetzt galt es, die von ihm entdeckte Schmach für sich behalten, sie in seinem Herzen begraben, der ganzen Welt den Schandfleck verhüllen, keinen, keinen etwas davon ahnen lassen, nicht einmal seinen Bruder, vor allem nicht seinen Bruder.

Die leere Furcht vor dem Gerede der Leute war es nicht mehr, die ihn erfüllte; an die öffentliche Meinung dachte er nicht. Wenn er, er allein die Mutter rein und unschuldig wüßte, so könnte die Welt seinetwegen sie verklagen und beschimpfen! Aber wie sollte er Tag für Tag ihr begegnen, um sie sein, mit ihr leben, und so oft er sie ansah, daran denken, daß sie in den Armen eines Fremden geruht, ein Kind von ihm empfangen?

Wie ruhig und heiter sie trotzdem war, wie sicher in ihrem ganzen Wesen! War es denkbar, daß eine Frau wie sie, eine Frau mit reiner Seele und ehrlichem Sinn, von der Leidenschaft hingerissen, sündigen könnte, ohne daß später ihr Gewissen sich gerührt, das Bewußtsein ihrer Schuld sie gequält hätte?

Ja — das Gewissen! Freilich mußte es gesprochen haben, freilich mußten in der ersten Zeit Gewissensbisse sie gemartert haben, dann aber hatten sie sich verwischt, wie alles sich verwischt und verweht! Gewiß, sie hatte ihre Schuld beweint, und nach und nach sie vergessen. Ist denn nicht allen Frauen jene glückliche Gabe des Vergessens in so hohem Maße eigen, daß sie nach wenig Jahren den Mann kaum wiedererkennen, der ihren Mund geküßt, dem sie sich zu eigen gegeben? Der Kuß durchbebt sie wie ein Blitzstrahl, die Leidenschaft zieht vorüber wie ein Gewitter, dann, wie der Himmel wieder heiter und blau wird, kehrt das Leben in sein altes Geleise zurück. Erinnert man sich einer Wetterwolke?

Peter konnte nicht mehr im Zimmer bleiben. Dies Haus, das Haus seines Vaters drohte über ihm zusammen-

zustürzen! Er fühlte das Dach auf sich lasten; die Mauern wollten ihn ersticken. Ein brennender Durst quälte ihn, und er zündete seine Kerze an, um in der Küche ein Glas frischen Wassers zu holen.

Er ging die zwei Treppen hinunter, und als er mit dem gefüllten Wasserkrug wieder heraufstieg, setzte er sich, im Hemd wie er war, auf eine Treppenstufe, wo ein starker Luftzug über ihn her strich, und trank, ohne Glas, in langen, durstigen Zügen, wie ein außer Atem gekommener Läufer. Als seine Schritte sich nicht mehr vernehmen ließen, empfand er die tiefe Stille des Hauses, in welcher er bald die leisesten Töne unterschied. Erst schlug die Uhr im Speisezimmer, und ihr Ticken schien ihm von Sekunde zu Sekunde lauter und kräftiger zu werden. Dann hörte er abermals ein Schnarchen, aber das kurze, mühsame, harte Schnarchen des Alters, ohne Zweifel das seines Vaters, und er schreckte förmlich zusammen, als ihm urplötzlich, wie von außen in ihn hineingetragen, der Gedanke kam, daß diese beiden Männer, die unter einem Dache schnarchten, Vater und Sohn, einander völlig fremd waren! Kein Band des Blutes, auch nicht das entfernteste, verband sie, und das wußten sie nicht! Sie verkehrten herzlich miteinander, sie küßten sich, sie freuten sich und betrübten sich über die nämlichen Dinge, wie wenn das nämliche Blut in beider Adern flösse, und doch konnten zwei an den entgegengesetzten Polen geborene Menschen einander nicht fremder sein, als dieser Vater und dieser Sohn. Sie glaubten sich zu lieben, weil eine festwurzelnde Lüge sie verband. Eine Lüge war es, die diese Vater- und Sohnesliebe hervorrief, eine Lüge, die aufzudecken ein Ding der Unmöglichkeit war, und von der vielleicht nie ein Mensch Kenntnis erhalten würde, niemand als er, der echte Sohn.

Und dennoch, wenn er sich täuschte? Wie es ergründen? Ach! Wenn eine auch noch so unbedeutende Aehnlichkeit bestanden hätte zwischen Hans und seinem Vater, eine jener merkwürdigen, geheimnisvollen Aehnlichkeiten, die sich vom Urahnen zum Ururenkel fortpflanzen, der Welt zeigend, daß ganze Geschlechterreihen von einem Kusse herstammen! Für

ihn als Arzt hätte es ja nur einer unbedeutenden Kleinigkeit bedurft, die Biegung der Nase, die Form des Kiefers, die Stellung der Augen, die Art der Zähne oder der Haare, ja, weniger noch hätte genügt, um sein geübtes Auge diese Zusammengehörigkeit erkennen zu lassen, eine Bewegung, eine Gewohnheit, eine Art und Weise, sich zu geben, eine auf den Sohn übertragene Geschmacksrichtung, irgend ein charakteristischer Zug.

Er suchte und suchte und konnte nicht das Geringste entdecken. Aber vielleicht hatte er bisher, solange er keinen Grund gehabt, nach solchen Fingerzeigen der Natur zu forschen, schlecht beobachtet, schlecht erfaßt.

Langsam ging er nun die Treppe vollends hinauf, mit müdem Schritt, immer nachsinnend. Als er an der Thür von seines Bruders Schlafzimmer vorüberkam, blieb er auf einmal stehen, die Hand nach der Klinke ausgestreckt. Ein heftiges Verlangen, Hans sofort anzusehen, seine Züge zu studieren, ihn im Schlaf zu belauschen, wo alles Ruhe ist, wo das Gesicht friedlich, absichtslos, ohne die Grimasse des Lebens sich zeigt, erfaßte ihn mit Macht. Er wollte ihm das Geheimnis seiner Züge im Schlaf entreißen; wenn irgend eine beachtenswerte Aehnlichkeit vorhanden, so konnte sie ihm nicht entgehen.

Aber was sagen, falls Hans erwachte? Wie ihm diesen Besuch erklären?

Die Finger fest um die Thürklinke gelegt, blieb er stehen, sich auf einen Vorwand, einen Grund für seinen Besuch besinnend.

Da fiel ihm ein, daß er vor acht Tagen seinem Bruder ein kleines Fläschchen mit Opium gegen Zahnschmerzen geliehen hatte. Er konnte ja sagen, daß er heute nacht ebenfalls an diesem Uebel leide und seine Medizin zurückverlangen wolle. Er trat also ein, vorsichtig, schleichend, wie ein Dieb.

Mit halbgeöffnetem Mund lag Hans da und schlief seinen gesunden, tiefen Kinderschlaf. Der blonde Bart und das dichte, goldfarbige Haar hoben sich leuchtend von dem weißen Linnen. Er erwachte nicht, aber er hörte auf zu schnarchen.

Ueber ihn gebeugt, starrte Peter gespannt, gierig in sein Gesicht. Nein, dieser junge Mann hatte keine Aehnlichkeit mit Roland, und abermals stieg die Erinnerung an das verschwundene Miniaturbild in ihm auf. Er mußte es finden! Vielleicht konnte ein Blick darauf alle Zweifel lösen.

Ob er die auf ihn gehefteten Augen lästig empfand, oder ob er das Licht der Kerze durch die geschlossenen Lider fühlte, der Bruder warf sich unruhig hin und her. Sofort zog sich der Doktor zurück und schlich leise auf den Zehen nach der Thür, die er geräuschlos hinter sich zuzog; dann kehrte er in sein Zimmer zurück, legte sich aber nicht wieder zu Bett.

Langsam kam der Tag heran. Eine nach der andern gab die Standuhr im Speisezimmer, deren Klang tief und ernst war, als ob das kleine Räderwerk eine Kirchenglocke verschluckt hätte, die Stunden an. Durch das öde, schweigende Treppenhaus, durch Wände und Thüren drang ihre Stimme, um allmählich in den Zimmern zu verhallen, wo sie bei den Schlafenden nur taube Ohren fand, Peter ging wie ein Perpendikel zwischen Fenster und Thür seiner kleinen Stube auf und ab. Was sollte er thun? Um diesen Tag im Kreis der Seinen zu verleben, fühlte er sich zu verstört, zu erschüttert. Bis morgen wenigstens mußte er allein sein, sich fassen, ruhiger werden, Kräfte sammeln für das Alltagsleben, dem er sich nicht entziehen konnte, das er wieder aufnehmen mußte.

Wohl und gut! Er konnte ja nach Trouville fahren und den Menschenschwarm auf der Düne umherkrabbeln sehen. Das war eine Zerstreuung, mußte seinen Gedanken eine andre Richtung geben, und er gewann dabei Zeit, um sich auf all das Entsetzliche, das seiner harrte, vorzubereiten.

Sobald der Morgen dämmerte, kleidete er sich an. Der Nebel hatte sich zerstreut; das Wetter war schön, sehr schön. Da der Dampfer nach Trouville nicht vor neun Uhr abfuhr, so überlegte der Doktor, daß er vor der Abfahrt seiner Mutter adieu sagen, sie küssen müsse.

Er wartete die Zeit ab, zu der sie in der Regel aufstand, und ging dann die Treppe hinunter. Als er vor

ihrer Schlafzimmerthür stand, pochte sein Herz zum Zerspringen, und er mußte stehen bleiben, um Atem zu holen.

Die Hand, die er auf das Thürschloß gelegt, war so unsicher und kraftlos, daß es schien, als ob sie nicht im stande wäre, diesen kleinen Dienst des Oeffnens zu verrichten. Er klopfte an. Die Stimme der Mutter fragte: „Wer ist's?"

„Ich, Peter!"

„Was willst du?"

„Dir guten Morgen sagen, weil ich mit ein paar Freunden nach Trouville hinüberfahre und den Tag dort zubringe."

„Ja — ich bin noch im Bett!"

„Gut, gut, laß dich nicht stören. Ich sehe dich heute abend noch, wenn ich heim komme."

Er hoffte loszukommen, ohne sie gesehen, ohne den erlogenen Kuß auf ihre Wange gedrückt zu haben, der ihm das Herz schon im voraus schwer machte.

Allein sie rief: „Nur einen Augenblick! Ich mache dir auf. Du mußt warten, bis ich wieder im Bett bin."

Er hörte den Tritt ihrer bloßen Füße auf dem Fußboden, dann das leise Geräusch des Riegels.

„Herein!" rief sie.

Er trat ein. Sie saß aufrecht im Bett, während der Vater, den in ein seidenes Tuch gehüllten Kopf nach der Wand gekehrt, beharrlich weiter schlief. Ihn weckte nichts. Um ihn wach zu kriegen, mußte man ihm mindestens den Arm ausreißen. An den Tagen des Fischfangs fiel dem vom Matrosen Papagris wach geklingelten Dienstmädchen die schwere Aufgabe zu, ihn aus dieser bleiernen Ruhe aufzurütteln.

Auf sie zugehend, faßte Peter seine Mutter fest ins Auge, und ihm war plötzlich, als ob er sie nie zuvor gesehen hätte.

Sie bot ihm die Wange; er küßte sie zweimal und setzte sich dann auf einen niedern Stuhl.

„Hast du dich gestern abend zu diesem Ausflug entschlossen?" fragte sie.

„*Ja, gestern abend.*"

„Du kommst doch zu Tisch zurück?“

„Ich weiß es nicht. Ihr dürft keinesfalls auf mich warten.“

Neugierig und verwundert forschte er in ihren Zügen. Diese Frau war seine Mutter! Dieses Gesicht, das er von Kindheit auf, von der Stunde an, da sein Auge sehen gelernt, gekannt, dies Lächeln, diese Stimme, alles Altvertraute erschien ihm plötzlich neu und völlig anders, als er es bis jetzt gesehen. Er begriff mit einemmal, daß er, fraglos liebend, sie nie angesehen hatte. Und doch war sie es, doch kannte er jede kleinste Einzelheit in ihren Zügen, allein zum Bewußtsein kamen ihm diese Einzelheiten heute zum erstenmal. Die angstvolle Spannung und Aufmerksamkeit, mit der sein Blick dies geliebte Haupt umfing, zeigte sie ihm anders als sonst, mit Zügen und einem Ausdruck, wie er sie nie wahrgenommen.

Er stand auf, um sich zu verabschieden, da, plötzlich dem unüberwindlichen Verlangen nach Aufklärung über das, was ihm seit gestern das Herz zerfraß, nachgebend, bemerkte er: „Sag einmal, ich meine mich zu erinnern, daß früher in Paris ein Bild dieses Herrn Marschall bei uns im Salon hing.“

Sie zögerte einen Augenblick — oder er bildete sich wenigstens ein, daß sie zögere. Dann sagte sie: „Ja, allerdings.“

„Was ist denn aus dem Bilde geworden?“

Wieder hätte ihre Antwort rascher erfolgen können.

„Dies Bild ... ja, warte einmal ... ich weiß wahrhaftig nicht recht ... vielleicht habe ich es in meinem Schreibtisch.“

„Es wäre sehr nett von dir, wenn du danach suchen wolltest.“

„Ja wohl, natürlich. Weshalb willst du es haben?“

„Ach! Mir liegt nichts daran! Ich meinte nur, es wäre passend, es Hans zu geben, und müßte ihm Freude machen.“

„Gewiß, du hast recht; das ist ein lieber, guter Gedanke. Ich werde danach sehen, sobald ich aufgestanden bin.“

Und er ging.

Der Himmel strahlte in wolkenloser Bläue; kein Lüftchen rührte sich. Alles schien fröhlich zu sein; die Geschäftsleute eilten zur Arbeit; die Beamten in ihre Kanzleien; die jungen Arbeiterinnen in ihre Läden. Einzelne summten Melodien vor sich hin; der helle Sonnenschein stimmte jeden Menschen heiter.

Die Passagiere strömten schon nach dem Dampfer für Trouville. Peter setzte sich ganz hinten auf eine Bank.

„Hat meine Frage nach dem Bilde sie beunruhigt, oder nur überrascht?“ fragte er sich. „Hat sie es verräumt, oder versteckt? Weiß sie, wo es ist, oder weiß sie es nicht? Und wenn sie es versteckt hat, weshalb und wozu hat sie es gethan?“

Und immer dem nämlichen Gedankengang nachhängend, von Folgerung zu Folgerung gehend, gelangte er zu dem Ende:

Das Bild, ein Portrait des Freundes, des Geliebten, war frei für aller Augen im Salon geblieben, bis zu dem Tage, da die Frau, die Mutter, lange, ehe ein andrer etwas geahnt, bemerkt hatte, daß ihr Sohn diesem Bilde glich. Lange vielleicht schon hatte sie nach dieser Aehnlichkeit geforscht; nachdem sie eine solche entdeckt, entstehen, wachsen gesehen, mußte sie fürchten, daß dieselbe auch einem fremden Blick auffallen könnte, und sie hatte eines Abends das verräterische Bildchen weggenommen und verborgen, da sie nicht den Mut gehabt, es zu vernichten.

Und Peter entsann sich ganz deutlich, daß die Miniature lange, lange Zeit vor ihrem Wegzug von Paris verschwunden gewesen. Sie war entfernt worden, sagte er sich jetzt, als der sich entwickelnde Bart seines Bruders demselben plötzlich eine große Aehnlichkeit mit dem blonden jungen Mann, der aus dem Goldrahmen hervorlächelte, verliehen hatte.

Das Schiff fuhr ab und die Bewegung störte Peter aus seinem Hinbrüten auf und zerstreute ihn ein wenig. Er erhob sich und blickte um sich.

Der kleine Dampfer fuhr zum Hafen hinaus, wandte dann nach links und steuerte pustend und schnaubend der

fernen Küste zu, die man durch den morgendlichen Duft schimmern sah. Da und dort ragte das rote Segel einer unbeweglich auf der spiegelglatten See liegenden, schwerfälligen Fischerbarke wie ein Felsblock aus dem Wasser, und die Seine, die sich gemächlich von Rouen herunterwälzt, erschien wie ein breiter Meeresarm, der zwei Nachbarküsten trennt.

In weniger als einer Stunde hatte man Trouville erreicht, und da es eben Badezeit war, begab sich Peter sofort an den Strand, der von weitem wie ein langgestreckter Garten voll bunter, leuchtender Blumen aussah.

Vom Hafeneingange bis zu den Roches-Noires wimmelte es auf dem gelben Dünensande von buntfarbigen Sonnenschirmen, Hüten in allen möglichen und unmöglichen Formen, Toiletten aller Art, die, teils in Gruppen vor den Kabinen stehend, reihenweise dem Meere entlang wandelnd, oder da und dort zerstreut, in der That riesigen Blumenbüscheln auf einer unermeßlichen Wiese glichen. Und die frischen Menschenstimmen, deren Klang weit durch die reine Luft drang, das Kreischen der Kinder, die gebadet wurden, das glockenhelle Lachen der jungen Damen, das Rufen und Reden, alles gesellte sich dem gleichmäßigen Brausen der Brandung und ward vom Morgenwinde als ein ununterbrochenes, einförmiges, verschwommenes Geräusch dem Ankömmling entgegengetragen.

Peter durchschritt die fröhliche Menge und war dabei einsamer, verlorener, isolierter, den Menschen ferner gerückt, dem Versinken in seine qualvolle Gedankenwelt näher, als wenn man ihn draußen hundert Meilen weit von der Küste vom Deck eines Schiffes ins Wasser geschleudert hätte. Er streifte an ihnen vorüber, er hörte einzelne Reden, ohne sie zu verstehen, er sah, ohne zu gewahren, wie die Männer mit den Frauen sprachen, die Frauen den Männern zulächelten.

Mit einem Schlage aber, wie ein plötzliches Erwachen, kam's, daß er seiner Umgebung inne ward und ihn zugleich ein leidenschaftlicher Haß gegen diese Leute ergriff, die alle froh und glücklich zu sein schienen.

Von einem neuen Gedanken beseelt, drängte er sich jetzt durch die Gruppen, blieb stehen, blickte einzelnen nach. All

diese vielfarbigen Toiletten, die den einförmig gelben Sand mit Blumenpracht bedeckten, diese hübschen Stoffe, die durchsichtigen Spitzenschirme, die erkünstelte Schlankheit der eng gefesselten Taillen, die tausend kleinen und großen Modethorheiten, von dem niedlichen Schuhwerk bis zu der abenteuerlichen Hutform, die verführerische Anmut der Bewegungen, der Stimme, des Lachens, die ganze Summe der Koketterie, die sich auf dieser öden Düne zur Schau stellte, berührte ihn plötzlich als ein Ausdruck weiblicher Verderbtheit. All diese sorgfältig geschmückten Frauen wollten gefallen, verlocken, verführen. Für die Männer entfalteten sie all ihre Reize, für alle Männer, nur nicht für den Gatten, denn diesen brauchte man ja nicht mehr zu erobern. Für den Liebhaber von heute oder den von morgen, für den zufällig Begegnenden, schon bemerkten, vielleicht erwarteten Unbekannten hatten sie sich geschmückt. Und diese Männer, die, dicht neben ihnen sitzend, Aug' in Auge, Mund an Mund zu ihnen sprachen, sie an sich lockten und begehrten, stellten ihnen, trotzdem sie so nahbar und erreichbar dreinschauten, nach wie einem flüchtigen, schwer zu erhaschenden Wild.

Dieser weite Strand war also nichts andres als ein Tempel der Lust, wo die einen sich verkauften, die andern sich verschenkten, die einen um ihre Küsse feilschen ließen, die andern sie frei gewährten, und all diese Frauen hatten nur den einen Gedanken, etwas zu bieten und begehrt zu sehen, was nicht mehr ihr Eigen war, was längst andern gehörte. Und dabei sagte er sich, daß es überall auf der Welt dasselbe Lied sei.

Seine Mutter hatte es gemacht wie die andern, das war alles! Wie die andern — nein! Es gab Ausnahmen und zwar viele, sehr viele! Was er hier vor sich sah, waren reiche, launenhafte, abenteuerlustige Damen: sie gehörten alle miteinander der vornehmen galanten Welt oder auch der nicht vornehmen galanten an, die ehrbaren Bürgersfrauen, die saßen wohl verwahrt in ihren Häusern, ihnen begegnete man nicht auf dem Sand, den die kleinen Füßchen der Müßiggängerinnen festtrippelten.

Die Flut kam und trieb die vorderste Linie der Badenden landeinwärts. Mehrere Gruppen erhoben sich hastig und flohen, ihre Stühle mit sich nehmend, vor den gelblichen, mit weißem Schaum, wie mit Spitzen verbrämten Wogen. Die mit einem Pferd bespannten Badekarren sputeten sich ebenfalls, aufs Trockene zu kommen, und auf dem bretterbelegten Spazierweg, der sich von einem Ende der Küste zum andern hinzieht, entstanden jetzt zwei einander fortwährend begegnende, zusammenstoßende, sich gegenseitig hemmende Menschenströme, die sich langsam vorwärts schoben. Peter, dem dies Drängen und Schieben und Stoßen auf die Nerven ging, machte, daß er aus dem Getriebe kam, eilte dem Städtchen zu und trat in ein einfaches Weinhaus ein, um zu frühstücken.

Nachdem er Kaffee getrunken, machte er sich's vor der Thür mit Hilfe von zwei Stühlen behaglich, und da er in der Nacht so gut wie gar nicht geschlafen hatte, schlummerte er jetzt im Lindenschatten ein.

Nach ein paar Stunden der Ruhe schüttelte er sich, reckte die Glieder und entdeckte, daß es höchste Zeit sei, wenn er das Schiff erreichen wollte. Etwas steif von der nicht eben bequemen Lage, in der er so lange verharrt war, machte er sich auf den Weg. Jetzt wollte er nach Hause, er wollte wissen, ob seine Mutter Marschalls Bild gefunden habe. Ob sie wohl davon anfangen würde, oder ob er danach würde fragen müssen? Wenn sie eine zweite Frage abwartete, so hatte sie einen geheimen Grund, ihm das Bild nicht zu zeigen.

Sobald er aber in sein Zimmer zurückgekehrt war, konnte er sich nicht entschließen, die Treppe wieder hinunterzugehen zu den Seinigen. Er litt namenlos. Sein Herz hatte noch nicht Zeit gefunden, sich zu beruhigen. Schließlich raffte er sich auf und betrat das Speisezimmer in dem Augenblick, als die andern sich zu Tisch setzten.

Auf allen Gesichtern lag eine Feiertagsstimmung.

„Nun," sagte Herr Roland, „geht's vorwärts mit euren Einkäufen? Ich für meinen Teil will kein Stückchen sehen, eh' alles fix und fertig ist."

„O ja, wir sind schon ziemlich weit," erwiderte seine Frau. „Nur muß man sich alles zweimal überlegen, damit man nichts Unpraktisches macht. Die Frage des Mobiliars kostet uns viel Nachdenken."

Sie hatte samt ihrem Sohne den ganzen Tag in Möbelhandlungen und bei Tapezierern verbracht. Ihr gefielen die glänzenden, ein wenig lauter ins Auge fallenden Stoffe, Hans dagegen war für vornehme Einfachheit, und bei jedem einzelnen Musterfleck hatten beide ihre Gründe und Anschauungen immer wieder weitläufig erörtert. Die Mutter machte geltend, daß dem prozeßlustigen Klienten gleich beim Eintreten in das Wartezimmer imponiert werden müsse, daß er den Eindruck von Reichtum empfangen solle.

Im Gegensatz dazu wünschte Hans, dem es durchaus um eine gebildete, reiche, elegante Klientel zu thun war, eine solche durch eine Umgebung in gutem, feinem Geschmack für sich einzunehmen.

Von der Suppe an erneute sich dieser endlose Streit, der mit all seinen Für und Wider den ganzen Tag gedauert hatte.

Vater Roland hatte keinerlei selbständige Ansicht. Er wiederholte nur: „Ich will von gar nichts hören. Ich sehe mir die Geschichte erst an, wenn sie fertig ist."

Nun wandte sich Frau Roland an ihren Aeltesten.

„Laß einmal hören, wie du darüber denkst, Peter!" bat sie.

Seine Nerven waren so überreizt, daß er am liebsten mit einem Fluch geantwortet hätte. Er nahm sich indes zusammen und sagte im trockensten Ton, in dem aber doch ein guter Teil Erregung vibrierte: „O! Ich bin ganz der Ansicht meines Bruders. Je einfacher, desto besser; Einfachheit ist auf dem Gebiete des Geschmackes, was Rechtschaffenheit im Charakter ist."

„Man darf aber nicht außer acht lassen," entgegnete die Mutter, „daß wir in einer Handelsstadt leben und daß Geschäftsleute den feineren Geschmack in der Regel nicht mit Löffeln gegessen haben."

„Und was hat das zu sagen? Ist es ein Grund, selbst *ein* Dummkopf zu sein, weil andre es sind? Wenn meine

Zeitgenossen verrückt oder unredlich sind, muß ich deshalb ihrem Beispiel folgen? Eine Frau wird doch wahrhaftig nicht darum einen Fehltritt begehen, weil ihre Nachbarinnen Liebschaften haben!"

„Du scheinst die Möbelfrage vom Standpunkt der Moralisten aufzufassen," bemerkte Hans lachend.

Peter sagte nichts darüber, und Mutter und Sohn vertieften sich wieder in Stoffe, Lehnstühle und Vorhänge.

Er faßte beide ins Auge, wie er heute früh vor der Abfahrt nach Trouville seine Mutter angesehen hatte; wie ein Fremder, der seine Beobachtungen anstellt, betrachtete er sie und er fühlte sich in der That in eine ihm gänzlich unbekannte Familie versetzt.

Der Vater auch gab ihm zu denken und erregte seine Verwunderung. Dieser dicke, plumpe, schlaffe, unbedeutende, selbstzufriedene Mensch, das war sein Vater, der seinige! Nein, nein, Hans hatte auch nicht einen Zug von ihm.

Seine Familie! Seit zwei Tagen hatte eine fremde böswillige, kalte Totenhand alle Bande, die diese vier Wesen aneinander gefesselt gehalten, eins nach dem andern gelöst und zerrissen.

Es war aus, das Tischtuch zerschnitten. Er hatte keine Mutter mehr, denn er konnte sie nicht mehr lieb haben, seit die unbedingte, gläubige Verehrung, deren das Kinderherz bedarf, zerstört war; er hatte keinen Bruder mehr, denn dieser war das Kind eines Fremden. Was ihm blieb, war ein Vater, aber er mochte sich anstellen, wie er wollte, lieben konnte er den plumpen Mann nicht.

Plötzlich fragte er: „Mama, hast du das Bild gefunden?"

„Was für ein Bild?" gab sie, ihn erstaunt anblickend, zurück.

„Marschalls Portrait."

„Nein ... das heißt, ja ... gefunden habe ich es nicht, aber ich glaube mich zu entsinnen, wo ich's habe."

„Was denn?" fragte Vater Roland.

„Ein Miniaturbild von Marschall, das früher in unserm Wohnzimmer in Paris hing. Ich habe gedacht, es wäre nett für Hans, es zu besitzen."

„Ja natürlich, versteht sich!" rief der Vater. „Ich erinnere mich ganz genau daran und habe es erst Ende voriger Woche gesehen. Deine Mutter hatte es mit verschiedenen Papieren, die sie zu ordnen schien, aus ihrem Schreibtisch genommen. Donnerstag oder Freitag muß es gewesen sein. ... Du weißt doch noch, Luise? Ich war eben daran, mich zu rasieren, da hast du es aus einer Schublade genommen und mit einem ganzen Stoß Briefe, die du nachher zum großen Teil verbrannt hast, auf einen Stuhl neben dich hingelegt. Hm! Sonderbarer Zufall, daß du zwei oder drei Tage, ehe die Erbschaft kam, das Ding unter die Finger kriegen mußtest! Wenn ich an Vorbedeutungen und derlei Zeug glauben wollte, das wäre so was!"

Frau Roland erwiderte mit vollkommener Ruhe: „Ja, ja, ich weiß, wo es ist; ich werde es auf der Stelle holen."

Sie hatte also die Unwahrheit gesagt! Es war eine Lüge gewesen, als sie ihrem Sohn am Morgen erwidert hatte: „Ich weiß nicht mehr recht ... vielleicht, daß es in meinem Schreibtisch ist."

Vor wenig Tagen hatte sie es in der Hand gehalten, an einen andern Ort gelegt, angesehen, und dann wieder in dem geheimen Schubfach verborgen mit den Briefen ... seinen Briefen.

Peter sah die Mutter an, die gelogen hatte. Er sah sie an mit der aufs höchste gesteigerten Empörung eines betrogenen Sohnes, dem man sein Heiligstes gestohlen hat, und mit der Eifersucht eines Mannes, der nach langer Blindheit einen schmachvollen Verrat entdeckt. Wenn er der Gatte dieser Frau gewesen wäre, er, der ihr Sohn war, er hätte sie bei der Hand, bei den Schultern, an den Haaren gepackt, zu Boden geworfen, geschlagen, mit Füßen getreten, zermalmt, durchbohrt! Und er konnte nichts sagen, nichts thun, nichts beweisen, nichts enthüllen. Er war der Sohn, ihm stand die Rache nicht zu, ihn hatte man nicht hintergangen.

Und doch, man hatte einen Betrug an ihm geübt, man hatte seine Liebe, seine fromme Ehrfurcht getäuscht. *Sie war* es *ihm* schuldig gewesen, rein und makellos zu sein

— jede Mutter schuldet das ihren Kindern. Wenn die Empörung, die ihm die Brust schwellte, zum wilden Haß anwuchs, so geschah es darum, weil er sie für eine größere Verbrecherin am Sohne als selbst am Gatten hielt.

Die Liebe zwischen Mann und Weib ist ein willkürlich geschlossener Pakt; wer sich eines Verrates an demselben schuldig macht, begeht nur eine Treulosigkeit. Ist die Frau aber Mutter geworden, so sind ihre sittlichen Pflichten unendlich höhere, denn die Natur hat ihr ein künftiges Geschlecht anvertraut; fällt sie dann, so ist sie ehrlos, niedrig, verabscheuenswert!

„Alles einerlei," bemerkte Vater Roland plötzlich, die Beine unterm Tisch lang von sich streckend, wie es sein Brauch, wenn er nach vertilgter Mahlzeit sein Gläschen Verdauungslikör schlürfte, „'s ist kein übles Ding ums Nichtsthun, wenn man sein Scherflein im Trockenen hat. Jetzt, denke ich mir, wird uns Hans hie und da noch ein extrafeines Diner geben; wenn ich mir auch den Magen dabei verderbe, ich freue mich doch darauf."

„So hol doch 'mal das Bild, alter Schatz," fuhr er, sich an seine Frau wendend, fort, „du bist ja mit dem Essen fertig, ich möchte es selber einmal wieder sehen."

Sie stand auf, nahm eine Kerze und ging hinaus. Peter meinte, sie bleibe sehr lange aus; es mochte aber nur etwa drei Minuten gedauert haben, so kehrte Frau Roland heiter lächelnd zurück und hielt einen altmodischen, kleinen Goldrahmen an seinem Ring.

„Hier," sagte sie, „ich habe es fast auf den ersten Griff gefunden."

Der Doktor hatte schon die Hand ausgestreckt und war der erste, der die Miniature zu sehen bekam. Das Bild auf Armeslänge vor sich hinhaltend, studierte er es genau. Er fühlte, wie der Blick seiner Mutter auf ihm ruhte, und schlug langsam die Augen auf, um sie vergleichend auf seinen Bruder zu heften. Seiner heftigen Natur lag es nicht allzu fern, herauszustoßen: „Merkwürdig, wie Hans ihm gleicht," und wenn er es nicht wagte, diesem entsetzlichen Gedanken in Worten Ausdruck zu geben, so legte er ihn doch deutlich

genug an den Tag durch die Art und Weise, wie er das lebende Gesicht mit dem gemalten verglich.

Kein Zweifel, es waren gemeinsame Züge vorhanden, derselbe Bart und die nämliche Stirn, allein nichts war charakteristisch genug, um sagen zu können: „Das ist Vater und Sohn.“ Es konnte nur von einer gewissen Verwandtschaft der Physiognomieen, einer Familienähnlichkeit im allgemeinen, die auf einen Zusammenhang des Blutes deutet, die Rede sein. Was aber für Peter weit mehr ins Gewicht fiel, als diese Uebereinstimmung des Aeußern, war, daß seine Mutter sich erhoben hatte, dem Tisch den Rücken kehrte und mit einer ganz auffallenden Geschäftigkeit und Umständlichkeit Zucker und Likör in den Schrank schloß.

Sie hatte jetzt die Gewißheit, daß er wußte oder zum mindesten einen Verdacht hegte.

„Gib mir's doch her,“ sagte der Vater.

Peter bot ihm das Bildchen über den Tisch hinüber; und er zog eine Kerze herbei, um deutlicher zu sehen; dann murmelte er mit gerührtem Tone: „Armer Kerl! Wenn ich mir denke, so hat er ausgesehen, als wir ihn kennen lernten. Donner! Was vergeht die Zeit so schnell! Ein hübscher Mensch war er übrigens damals, und so nett im Wesen, nicht Luise?“

Da seine Frau keine Antwort gab, fuhr er fort: „Und was für ein zuverlässiger, sich immer gleichbleibender Charakter! Nie hab' ich ihn verdrießlich oder schlechter Laune gesehen. Ja, nun ist's vorbei mit ihm und nichts übrig geblieben . . . als was er unserm Hans hinterlassen hat. Bei ihm kann man wenigstens darauf schwören, daß er bis zum letzten Atemzug ein treuer, ehrlicher Freund gewesen ist. Im Sterben selbst hat er uns nicht vergessen.

Nun streckte auch Hans seine Hand nach dem Bilde aus. Er sah es eine Weile an und sagte dann bedauernd: „Was mich betrifft, so erkenne ich ihn hier ganz und gar nicht. Ich kann mich seiner nur mit weißen Haaren erinnern.“

Und damit gab er seiner Mutter die Miniature zurück. Sie warf einen raschen, flüchtigen Blick darauf, der etwas

Scheues, Aengstliches hatte. Der Ton ihrer Stimme aber war ganz natürlich, als sie sagte: „Das gehört jetzt dir, Hänschen, weil du sein Erbe bist. Wir wollen es dann gleich in deiner neuen Wohnung anbringen."

Man ging ins Wohnzimmer und Frau Roland stellte die Miniature auf den Kamin neben die Standuhr, wo sie früher auch ihren Platz gehabt.

Roland stopfte seine Pfeife; Peter und Hans zündeten sich Cigaretten an. In der Regel rauchte der eine, indem er im Zimmer auf und ab ging, der andre in einem bequemen tiefen Lehnstuhl, die Beine übereinander geschlagen, das Familienhaupt aber pflegte rittlings auf einem Sessel zu sitzen und in weitem Bogen in den Kamin zu spucken.

Auf einem niedrigen Stühlchen, die Lampe auf einem kleinen Tische neben sich, stickte oder strikte Frau Roland allabendlich, manchmal zeichnete sie auch Wäsche.

Heute fing sie eine für Hans' Wohnung bestimmte Stickerei an. Es war eine umständliche, mühsame Arbeit, deren Anfang namentlich ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Und doch flog von Zeit zu Zeit trotz des Stichezählens ihr Blick rasch und verstohlen nach dem Kamin hinüber, wo das Bild des Verstorbenen, an die Uhr gelehnt, stand, und jedesmal fing der Doktor, der, die Hände auf dem Rücken und die Cigarette im Munde, den kleinen Raum mit vier oder fünf Schritten durchmaß, diesen Blick auf.

Wie Spione beobachteten sich diese beiden Menschen, wie wenn ein Kampf zwischen ihnen zum Ausbruch kommen müßte und würde, und ein schmerzliches, unleidliches Wehegefühl krampfte des Doktors Herz zusammen. Qualvoll und doch wieder befriedigend war ihm der Gedanke: „Wie muß sie leiden, wenn sie weiß, daß ich sie durchschaue!" Und so oft er am Kamin vorüberkam, blieb er ein paar Sekunden vor dem blonden Gesichte des Hausfreundes stehen, einzig um zur Schau zu tragen, daß er von einem unabweislichen Gedanken beherrscht war. Dies kleine Bild, nicht größer als seine Handfläche, schien wie ein Lebender, der sich aus Bosheit, in unheilbringender Absicht mit einemmal in dies Haus, in diese Familie gedrängt.

Plötzlich erklang die Hausglocke, und das Zusammenschrecken der sonst so gemütsruhigen Mutter zeigte dem Doktor zur Genüge, in welchem Aufruhr ihre Nerven waren.

„Das wird wohl Frau Rosémilly sein,“ sagte sie dann, und abermals flog ihr scheuer Blick zum Kamin hinüber.

Peter verstand oder glaubte zu verstehen, was sie erschreckte und beängstigte. Ein weiblicher Blick ist rasch und durchdringend; die Frauen begreifen schnell und sind zum Mißtrauen geneigt. Vielleicht daß die, welche in einigen Augenblicken hier eintreten würde, auf den ersten Blick, noch unter der Thür, das Bild bemerken und die Aehnlichkeit mit Hans herausfinden könnte. Dann würde sie alles wissen, alles begreifen! Eine namenlose Angst, die Schande könnte aufgedeckt werden, erfaßte auch ihn, und sich rasch umwendend, schob er, während die Thür aufging, die Miniature unter die Standuhr. Weder Vater noch Bruder bemerkten es.

Als er wieder dem Blicke der Mutter begegnete, schienen ihm ihre Augen völlig verändert, verstört und entsetzt.

„Guten Abend!“ sagte Frau Rosémilly. „Ich möchte mich zu einer Tasse Thee einladen.“

Man machte sich um sie zu schaffen, hieß sie willkommen, fragte nach ihrem Befinden, und einstweilen verschwand Peter.

Als man sein Fehlen nachher inne ward, entstand allgemeine Verwunderung; Hans aber brummte ärgerlich: „Was für Bärenmanieren!“ Denn er hatte Angst, die junge Witwe könnte sich von des Bruders Unart verletzt fühlen.

„Man darf es ihm nicht übel nehmen,“ sagte Frau Roland beschwichtigend, „er ist heute nicht ganz wohl und von dem Ausflug nach Trouville ermüdet.“

„Einerlei,“ entgegnete Roland, „deshalb läuft man doch nicht auf und davon wie ein Wilder.“

Frau Rosémilly wollte die kleine Verstimmung vertuschen und erklärte: „Im Gegenteil, Herr Roland; gerade in der vornehmen Gesellschaft verschwindet man, wenn man sich früher zurückziehen will als die andern, so geräuschlos.“

„Möglich,“ entgegnete Hans, „daß so etwas in der

großen Welt Mode, aber man behandelt die Seinigen nicht als Fremde, und darin gefällt sich mein Bruder seit einiger Zeit."

Sechstes Kapitel.

Eine Woche und mehr verging, ohne daß sich in der Familie Roland etwas ereignet hätte. Der Vater lebte dem Fischfang, Hans beschaffte mit Hilfe der Mutter seine Einrichtung, Peter war verstimmt und wurde nur bei den Mahlzeiten sichtbar.

„Zum Teufel, was machst du denn für ein Leichenbittergesicht?" hatte sein Vater ihn eines Abends gefragt. „Fällt mir heute nicht zum erstenmal auf."

„Das Leben lastet schwer auf mir," versetzte der Doktor.

Der Biedermann wußte nicht recht, was er mit dieser Antwort anfangen sollte, und sagte kläglich: „Das ist doch zum Davonlaufen! Seit uns das Glück diese Erbschaft ins Haus gebracht, scheint alles melancholisch zu sein. Es ist gerade, wie wenn uns ein Unglück passiert wäre oder wir um jemand trauerten!"

„Ich beweine in der That jemand," sagte Peter.

„Du? Wen denn?"

„Jemand, den du nicht gekannt, und der mir nur zu lieb gewesen."

Vater Roland nahm an, daß es sich um eine Liebesgeschichte handle, um irgend eine leichtsinnige Person, der sein Sohn den Hof gemacht.

„Ein Frauenzimmer, natürlich?" fragte er.

„Eine Frau, ja."

„Gestorben?"

„Schlimmer als das — verdorben."

„Ach so!"

Obwohl ihn dieses, in Gegenwart der Mutter abgelegte Geständnis etwas in Verwunderung setzte, und der seltsame Ton, in dem Peter sprach, ihm auffiel, drang er nicht weiter

in ihn, denn er war der Ansicht, daß solche Dinge keinen dritten etwas angehen.

Frau Roland schien nicht zugehört zu haben; sie war sehr blaß und sichtlich angegriffen. Schon mehrmals hatte ihr Mann zu seinem Erstaunen bemerkt, daß sie mehr auf den Stuhl sank, als sich setzte, und so laut und mühsam atmete, als ob sie nach Luft ringe.

„Du siehst schlecht aus, Luise," hatte er dann wohl gesagt. „Die Einrichterei für Hans strengt dich offenbar zu sehr an. Laß dir doch Zeit und ruhe dich aus! Zum Kuckuck! Die Geschichte hat wahrhaftig keine Eile; der Bursche kann warten, hat ja Geld wie Heu."

Sie hatte nichts erwidert und einfach den Kopf geschüttelt.

Heute war sie wieder so blaß, daß es Roland von neuem auffiel.

„Hör mal," sagte er gutmütig, „so kann das nicht fortgehen, Alte! Du mußt dich schonen und pflegen."

Er wandte sich an seinen Sohn.

„Peter, du siehst es natürlich, daß deine Mutter leidend ist. Hoffentlich hast du sie schon untersucht — nicht?"

„Nein, ich habe nicht bemerkt, daß sie nicht wohl wäre," versetzte der Doktor.

Nun aber ward Vater Roland ärgerlich.

„Na, das sieht doch aber ein Blinder! Wozu in aller Welt hast du denn studiert, wenn du nicht siehst, daß deine Mutter elend ist? So sieh sie dir doch nur an, ich bitte dich! Nein? wahrhaftig, man könnte draufgehen, ohne daß der gelehrte Herr Doktor was davon merken würde."

Frau Roland hatte angefangen nach Luft zu ringen und war so kreideweiß geworden, daß ihr Mann erschrocken rief: „Sie wird ohnmächtig!"

„Nein . . . nein . . . es hat nichts zu sagen . . . es geht vorüber!"

Peter war näher getreten, und sie fest ansehend, fragte er: „Laß hören, Mutter, worüber hast du zu klagen?"

„Ueber nichts . . . gar nichts . . . ich versichere dich . . . *nichts*. . . ."

Roland war hinausgeeilt, um Essig zu holen; mit der Flasche in der Hand wieder eintretend, rief er dem Sohne zu: „So stehe ihr doch bei! Hast du wenigstens nach ihrem Herzen gesehen?“

Peter beugte sich herunter, um ihren Puls zu fühlen, sie entzog ihm aber die Hand mit solcher Heftigkeit, daß sie einen in der Nähe stehenden Sessel umwarf.

„Sei so gut, Mutter,“ sagte er kalt, „und laß dir helfen, wenn du krank bist.“

Gehorsam streckte sie ihm den Arm hin. Ihre Haut war glühend heiß; der Puls stürmisch und vielfach unterbrochen.

„In der That, die Sache ist ernsthaft,“ murmelte Peter vor sich hin. „Ich muß dir ein beruhigendes Mittel geben; ich schreibe das Rezept sofort.“

Während er sich über das Blatt beugte, um zu schreiben, vernahm er das leise Geräusch unterdrückten Schluchzens, kurze, unregelmäßige Atemzüge und halb erstickte Laute. Er wandte den Kopf nach ihr um.

Beide Hände vor das Gesicht gepreßt, weinte sie.

Ganz bestürzt wiederholte Roland: „Luise, Luise, was ist dir? Ja, was hast du denn?“

Sie antwortete nicht und ein tiefer, entsetzlicher Schmerz schien sie zu erschüttern.

Ihr Mann wollte ihre Hände ergreifen und sie ihr vom Gesicht wegziehen.

„Nein, nein, nein!“ schluchzte sie, ihn von sich abwehrend.

„Aber was hat sie denn?“ fragte er hilfesuchend den Sohn. „Ich habe sie noch nie so gesehen.“

„Es hat nichts zu sagen,“ beruhigte ihn Peter. „Ein kleiner Nervenanfall.“

Ihm war zu Mute, als ob dieser verzweiflungsvolle Jammer seine Qual stille; wenn er sie so in Schmerz vergehen sah, nahm die Bitterkeit in ihm ab, und die Schuld der Mutter schien ihm an Schmach zu verlieren. Wie ein mit seinem Werke zufriedener Richter stand er vor ihr.

Allein plötzlich erhob sie sich, und so hastig und unvor-

hergesehen, daß von einem Aufhalten nicht die Rede sein konnte, flog sie auf die Thür zu, stürzte hinaus, eilte in ihr Zimmer und schloß sich dort ein.

Roland und der Doktor sahen einander an.

„Weißt du, was das zu bedeuten hat?“ fragte der Vater.

„O ja,“ erwiderte Peter, „solche Zustände sind die Folge von Nervenstörungen, die in Mamas Alter häufig eintreten. Vermutlich werden sich diese Zufälle hin und wider einstellen.“

Sie stellten sich in der That wieder ein, und zwar fast täglich. Peter schien das Geheimnis dieses seltsamen, nicht zu benennenden Uebels in Händen zu haben, denn ein Wort von ihm genügte, um den Anfall hervorzurufen. Er beobachtete sie scharf, er sah alle Ruhepausen des Leidens an ihrem Gesichte, und mit grausamer List, wie ein Folterknecht, rief er mit einer Silbe den kaum zur Ruhe gekommenen Schmerz wieder wach.

Ob er oder sie dabei mehr litten, war nicht zu sagen! Die Qual, sie nicht mehr lieben, nicht mehr achten zu können und sie martern zu müssen, war namenlos. Wenn er die Wunde, die er dieser Frau und Mutter beigebracht, wieder aufgerissen hatte, wenn er fühlte, wie namenlos elend sie war und wie nahe am Zusammenbrechen unter der Last der Qual, dann eilte er davon, irrte in der Stadt umher, gefoltert von Gewissensbissen, verzehrt von Mitleid, mit sich rechtend, daß er mit seiner Mißachtung sie so zerknickt und zerbrochen hatte, und so unglückselig, daß er sich am liebsten ins Meer gestürzt, sich ertränkt hätte, um der Not ein Ende zu machen.

O! Wie gern hätte er in solchen Stunden Verzeihung gewährt, aber er konnte nicht, er war nicht im stande zu vergessen. Wenn er nur wenigstens ihr nicht hätte Schmerz bereiten müssen, aber auch das konnte er nicht ändern, so lange er selbst so namenlos litt. Voll guter Vorsätze, voll Milde und Rührung eilte er nach Hause und erschien bei der Mahlzeit, aber sobald er sie sah, sobald er ihrem Auge begegnete, das ihm sonst so frei und ehrlich entgegengeleuchtet,

und jetzt scheu, verstört, ängstlich dem seinigen auswich, so konnte er das böse Wort, das sich ihm auf die Lippen drängte, nicht zurückhalten, und führte den Streich, den nicht zu führen er sich geschworen gehabt.

Das schmachvolle Geheimnis, um das nur sie beide wußten, reizte ihn auf gegen sie: es war wie ein Gift in sein Blut gedrungen und flößte ihm den Drang ein, zu beißen wie ein wütender Hund.

Niemand störte ihn in seinem grausamen Zerfleischen des Mutterherzens, denn Hans war fast den ganzen Tag in seiner neuen Wohnung, und kam nur allabendlich zu Tisch und zum Schlafen nach Hause.

Die Bitterkeit und Heftigkeit des Bruders entgingen ihm keineswegs. Er schrieb alles der Eifersucht zu und nahm sich vor, ihm einmal den Standpunkt klar zu machen und ihm gehörig den Text zu lesen, denn das Familienleben war durch diese unaufhörlichen Scenen höchst peinlich geworden. Da er aber jetzt seine eigne Wohnung hatte, litt er für seine Person weniger unter dieser Roheit, und er schätzte seine Gemütsruhe so hoch, daß er vieles geduldig ertrug, ehe er eine Auseinandersetzung herbeiführte. Zudem war er etwas berauscht von seinem Glück und nahm an den Dingen nur wirklichen Anteil, nur soweit sie sich auf ihn selbst bezogen. Den Kopf voll kleiner und kleinlicher Sorgen, kam er nach Hause; der Schnitt eines neuen Rockes, eine Hutform, die passendste Größe seiner Visitenkarten beschäftigten ihn ernstlich. Mit großer Weitläufigkeit und Beharrlichkeit verhandelte er alle Einzelheiten seines Hauses, sprach über die Zahl der Bretter, die in den für die Wäsche bestimmten Wandschrank seines Schlafzimmers kommen sollten, über Kleiderhaken und Schirmständer im Vorsaal und über ein System von elektrischen Klingeln, das jedes heimliche Eindringen in die Wohnung unmöglich machen sollte.

Man hatte beschlossen, zur Feier des endgültigen Einzugs eine Landpartie nach Saint-Jouin zu unternehmen und dann abends gemeinsam bei Hans Thee zu trinken. Der Vater wäre sehr dafür gewesen, den Seeweg zu wählen, allein die Entfernung und Abhängigkeit von Wind und

Wetter, welche Zeit und Stunde der Ankunft und Rückkehr unbestimmbar machen mußte, wurden gegen seinen Vorschlag geltend gemacht und man erkor daher ein Break als Beförderungsmittel.

Gegen zehn Uhr vormittags fuhr man ab, um zur Frühstückszeit an Ort und Stelle zu sein. Die staubige Straße führte durch ein Stück echt normännischer Landschaft, die mit ihren wellenartigen Hügeln und den rings mit Bäumen umgebenen Gutshöfen den Eindruck eines sich ins Unendliche erstreckenden Parks macht. Außer der Familie Roland waren Frau Rosémilly und der Kapitän Beausire mitgekommen; die ganze Gesellschaft saß ziemlich schweigsam, halb eingeschläfert von dem gleichmäßigen Schritt der beiden kräftigen Gäule und betäubt vom Rasseln des Wagens bei einander, und jeder drückte die Augen zu, um vom Staub nicht allzusehr belästigt zu werden.

Es war um die Erntezeit; neben dem satten Grün des Futterklees und dem grelleren der Runkelrüben leuchtete das Korn und tauchte die ganze Landschaft in seinen Goldton. Es war, als hätten die Halme das Sonnenlicht, das sie gereift, festgehalten. Da und dort hatte man zu schneiden begonnen, und man sah auf den in Angriff genommenen Feldern die Männer sich mit der Bewegung ihrer im Sonnenstrahl glitzernden, flügelförmigen Sicheln hin und her wiegen.

Nach zweistündiger Fahrt lenkte der Break in einen Seitenweg zur Linken ein, fuhr an einer Windmühle, die als trauriges, letztes Ueberbleibsel der alten Mühlen, dem Zusammenfallen nahe, melancholisch und düster ihr Tagewerk verrichtete, vorüber und rasselte dann lustig in den hübschen Hof eines zierlichen, weit und breit berühmten ländlichen Gasthauses.

Die Wirtin, die sogenannte schöne Alphonsine, erschien freundlich lächelnd unter der Thür und eilte herbei, um den beiden Damen, für die der Wagentritt etwas hoch war, hilfreich die Hand zu bieten.

Unter einem Zelt, am Ausgange eines schattigen Obstgartens, hatte sich eine von Etretat herübergekommene Gesell-

schaft von Parisern schon zum Frühstück niedergelassen, und aus dem Innern des Hauses vernahm man Sprechen, Gelächter und Tellergeklapper.

Da die Säle bereits besetzt waren, mußte man sich mit einem Zimmer begnügen. Plötzlich entdeckte Vater Roland an der Wand Netze, wie man sie zum Fangen der kleinen Seekrebse benutzt.

„Werden hier Salicoques*) gefangen?"

„Gewiß," versetzte Beausire. „Dies ist sogar der weitaus ergiebigste Ort an der ganzen Küste."

„Donnerwetter! Wenn wir uns nach dem Frühstück dranmachten?"

Es traf sich, daß um drei Uhr gerade Ebbe war, und man beschloß, den Nachmittag mit Krebsen im Ufergestein zuzubringen.

Gegessen wurde nicht viel; man fürchtete Blutandrang gegen den Kopf, da man bei dem in Aussicht stehenden Vergnügen die Füße im Wasser haben mußte, und wollte überdies seinen Appetit aufsparen für das Diner, das man ungemein üppig und reichlich auf sechs Uhr bestellte.

Roland brannte vor Ungeduld. Er wollte sich die für diesen Fang besonders gemachten Netze, die große Aehnlichkeit mit Schmetterlingsnetzen haben, durchaus kaufen. Dieselben heißen „Lanets" und sind kleine, filetgestrickte Säcke, um einen hölzernen, mit einem sehr langen Stiel versehenen Reif befestigt. Die allezeit lächelnde Alphonsine war gern bereit, die Netze zu verleihen, und verhalf dann den beiden Damen zu einem Anzug, der es ihnen möglich machen sollte, an der Jagd teilzunehmen, ohne ihre Kleider naß zu machen. Sie stellte ihnen kurze Röcke, grobe wollene Strümpfe und Strohpantoffeln zur Verfügung. Die Herren zogen ihre Fußbekleidung aus und kauften sich beim Dorfschuster Holz- und alte Lederschuhe.

Das „Lanet" auf der Schulter und eine kleine Kiepe auf dem Rücken, wurde abmarschiert. Frau Rosémilly nahm

---

*) Eine größere, sehr beliebte Art von „Crevetten".
Anm. d. Uebers.

sich in diesem Kostüm sehr gut aus und entfaltete eine ländliche, kecke Anmut, die an ihr überraschte.

Der von Alphonsine entlehnte Rock war kokett in die Höhe genommen und mit ein paar Stichen festgenäht, um ihr volle Sicherheit im Klettern und Steineüberspringen zu gewähren, darunter zeigte sich der Knöchel und der untere Teil des zierlichen und kräftigen Beines der kleinen Frau. Jacke und Tuch waren zurückgelassen worden, um nicht in der Bewegung zu hemmen, und als Kopfbedeckung hatte sie einen riesigen hellgelben Gärtnerhut aufgetrieben, dessen breiten Rand sie an einer Seite mit einem Tamariskenzweig aufsteckte, wodurch er sehr an einen lustigen, kecken Musketier erinnerte.

Seit der Erbschaft überlegte Hans sich jeden Tag, ob er sie heiraten wolle oder nicht. So oft er sie sah, war er entschlossen, sie zur Frau zu begehren, war er dann wieder allein, so sagte er sich, daß es am Ende doch besser sei, die Sache noch etwas reiflicher zu überlegen. Ihr Vermögen war jetzt nicht so bedeutend wie das seinige, denn sie verfügte nur etwa über zwölftausend Franken Rente. Das Kapital war jedoch in Immobilien angelegt, in Grundstücken und Pachthöfen in Havre, in der Nähe der Bassins, so daß der Wert derselben sich unter Umständen verdoppeln konnte. Im Geldpunkt stimmten beider Verhältnisse also ziemlich überein, und daß die junge Witwe ihm gefiel, darüber war er nicht in Zweifel.

Als er sie heute vor sich herschreiten sah, sagte er sich: „Die Sache muß sich entscheiden. Daß ich mir nichts Besseres wünschen könnte, ist gewiß."

Sie gingen durch ein kleines, ziemlich abschüssiges Thal vom Dorf hinab, der Küste zu, die am Ende des Thälchens in einer Höhe von vierundzwanzig Meter schroff gegen das Meer abfiel. Eingerahmt von den grünen Ufern, die sich zu beiden Seiten der See zuneigten, war ein großes Wasserdreieck sichtbar, das im Sonnenlicht bläulich-silbern erglänzte, und ein kaum zu unterscheidendes Segel erschien in der Tiefe nicht größer als eine Fliege. Himmel und Meer waren von gleicher Bläue, gleicher Lichtfülle, so daß man kaum erkannte, wo das eine aufhörte und der andre anfing,

und die Gestalten der beiden Frauen, welche den Herren vorangingen, hoben sich in ihren eng anliegenden Kleidern scharf vom Horizont ab.

Leuchtenden Auges sah Hans den schlanken Knöchel, das zierliche Bein, die gewölbte Hüfte und den herausfordernden Hut Frau Rosémillys vor sich herfliehen, und diese Flucht steigerte sein Verlangen, trieb ihn zum endgültigen Entschluß, zu dem die Schüchternen und Zaudernden oft so unvermittelt gelangen. Die weiche Luft, in der sich der würzige Duft von Kraut und Gras, Klee und Ginster dem salzigen Hauch des zwischen die Felsen eindringenden Meerwassers gesellte, wirkte sanft berauschend und zugleich ermutigend auf ihn, und mit jedem Schritt, mit jeder Minute, mit jedem Blick auf die anmutige, flinke Gestalt der jungen Frau wuchs seine Entschlossenheit, und er nahm sich fest vor, nicht länger zu zögern, ihr zu sagen, daß er sie liebe und daß er sie zur Gattin begehre.

Der Krebsfang kam ihm eben recht; derselbe erleichterte ein Alleinbleiben und gab eine hübsche Scenerie für die Liebeserklärung ab, die sich ihm sicher leicht auf die Lippen drängen mußte, wenn er und Frau Rosémilly erst, die Füße im krystallhellen Wasser und weit vornübergebeugt, um die langen Krebsschwänze unter dem Seetang hin und her huschen zu sehen, nebeneinander stünden.

Als sie am Ende des Thälchens, an dem steil abfallenden Gestade angelangt waren, entdeckten sie einen schmalen, kleinen Fußsteig, der an den Klippen hinunterführte, und unter sich, zwischen dem Meer und dem Fuß des Berges, in halber Höhe der Küste vielleicht, ein ganz überraschendes Chaos von ungeheuren herabgestürzten, übereinander getürmten, wirr durcheinander geworfenen Felsblöcken, die auf einer grasbewachsenen, welligen, durch frühere Bergstürze gebildeten Ebene, die sich unabsehbar gegen Süden dehnte, hingelagert waren.

Auf dieser langgestreckten, gestrüppbewachsenen Fläche machten die wie von einem Vulkan ausgeworfenen Felsstücke den Eindruck von Trümmern einer großen, untergegangenen Stadt, die, das Weltmeer überblickend, von der weißen, end-

losen, senkrechten Mauer der Kreidefelsen des Gestades überwacht, hier gelegen haben mochte.

„Wie schön das ist," sagte Frau Rosémilly stillstehend.

Hans hatte sie eingeholt und bot ihr klopfenden Herzens die Hand, um ihr beim Herabsteigen auf dem in den Felsen gehauenen Stufenpfad behilflich zu sein.

Sie waren die vordersten; ihnen folgte Beausire, etwas steif und unbehilflich auf seinen kurzen Beinen, und den zurückgebogenen Arm Frau Roland bietend, die einigermaßen beängstigt und verblüfft in die Tiefe hinabsah.

Roland und Peter machten den Beschluß, und der Doktor hatte genug zu thun, um den Vater von der Stelle zu bringen, der, von Schwindel ergriffen, die Stufen mehr hinabruschte als ging.

Die jungen Leute an der Spitze des Zuges schritten rüstig vorwärts und bemerkten plötzlich neben einer hölzernen Bank, die ungefähr in halber Höhe des Abstiegs als Ruhepunkt angebracht war, aus dem Felsen hervorströmendes, klares Quellwasser. Es füllte zuerst ein kleines Becken, das es sich selbst gegraben, und dann, in einer Höhe von etwa zwei Fuß hinabfallend, floß es eilig quer über den Fußsteig, der sich an der Stelle mit einem grünen Kressenteppich geschmückt hatte, und verschwand bald unter Wurzeln und Kräutern in dem von Wasserstürzen angeschwemmten Grund.

„O welch herrliches Wasser, und ich bin so durstig!" rief Frau Rosémilly.

Aber wie zum Trinken gelangen? Sie versuchte, das kühle Naß in der hohlen Hand aufzufangen, allein es entschlüpfte ihr zwischen den Fingern. Schließlich kam Hans auf den Einfall, einen Stein hineinzulegen, an dem es sich staute, und sie kniete nieder, um unmittelbar am Quell, mit dem sie sich nun auf einer Höhe befand, ihren Durst zu löschen.

Hans stand daneben und beugte sich über sie, und als sie den Kopf hob, und Gesicht, Haare, Wimpern und Kleid von tausend kleinen Wassertröpfchen funkelten, flüsterte er: „Wie hübsch Sie sind!"

„Wollen Sie gleich still sein!" erwiderte sie, im Ton, wie man ein Kind schilt.

Das waren die ersten beziehungsvollen und der Zärtlichkeit nahekommenden Worte, die zwischen ihnen gewechselt wurden.

„Rasch vorwärts," sagte Hans erregt, „damit uns die andern nicht einholen."

Man sah allerdings jetzt ziemlich in der Nähe die Rückseite des Kapitäns, der tastend rückwärts herabstieg und mit beiden Händen Frau Roland nachzog, höher oben, noch in ziemlich großer Entfernung, erschien Vater Roland, immer rutschend, mit aufgestemmten Ellbogen und Füßen schildkrötenartig sich fortschiebend, während Peter voranging und jede seiner Bewegungen überwachte.

Der Pfad wurde jetzt weniger steil und felsig und schlängelte sich um die riesigen, hier abgestürzten Felsblöcke herum. Frau Rosémilly und Hans fingen an zu laufen und befanden sich bald auf dem Geröll des Flußbettes. Sie überschritten dasselbe, um zu den kleineren Felsen zu gelangen, die sich auf der mit Seegewächs aller Art bedeckten Fläche ausbreiteten und zwischen welchen zahlreiche Wasserlachen hervorschimmerten. Weit draußen, jenseits dieser schlüpfrigen Seetangfläche, leuchtete das in der Ebbe tief zurückgetretene Meer in schwärzlichem Grün.

Hans stülpte sein Beinkleid hoch auf, schlug die Aermel bis zum Ellbogen zurück, um sich mit Ruhe der nassen Beschäftigung widmen zu können, und sprang mit dem Rufe „Vorwärts!" in die nächstliegende Pfütze.

Obwohl Frau Rosémilly entschlossen war, dem feuchten Element ebenfalls nicht aus dem Wege zu gehen, zog sie es, da das Gras äußerst schlüpfrig war, vorderhand noch vor, mit Vorsicht und kleinen, zögernden Schritten das kleine Wasserbecken zu umgehen.

„Sehen Sie etwas?" fragte sie ihren Begleiter.

„Ja, Ihr Gesicht, das sich im Wasser spiegelt."

„Wenn Sie sonst nichts sehen, wird Ihre Beute nicht glänzend ausfallen."

„Ich kenne keine Jagdbeute, die mir lieber wäre, als diese," gab er halblaut mit zärtlichem Ton zurück.

„Versuchen Sie's einmal!" rief sie lachend. „Sie

werden schon sehen, wie es den Maschen Ihres Netzes entschlüpft!"

„Und doch ... wenn Sie wollten ..."

„Ich will Sie Krebse fangen sehen, und sonst gar nichts ... für den Augenblick ..."

„Sie sind boshaft. Wir wollen weiter gehen; hier ist nichts zu finden."

Er bot ihr die Hand, um ihr über die glatten, moosigen Steine wegzuhelfen. Ein wenig unsicher und ängstlich, stützte sie sich fest auf ihn, und wie wenn die Leidenschaft, die in ihm geschlummert, nur diesen Tag abgewartet hätte, um sich machtvoll zu erschließen, schwoll ihm die Brust von heißer Liebe und glühendem Verlangen.

Nach kurzer Zeit waren sie bei einer bedeutend tieferen Spalte angelangt, in deren bewegtem, durch einen unsichtbaren Ausfluß dem Meere zuströmendem Wasser lange, seltsam gefärbte, feine Gräser wie hellrote und grüne Haarbüschel zu schwimmen schienen.

Frau Rosémilly rief mit heller Stimme: „Halt, halt! Ich sehen einen, einen ganz dicken!"

Auch Hans entdeckte den Krebs und stieg, obwohl ihm das Wasser bis an den Gürtel ging, mutig in das Loch hinein.

Allein die langen Scheren in Bewegung setzend, zog sich das Tierchen sachte vor dem Netz zurück. Hans drängte es dem Rande zu in der Ueberzeugung, es in dem überhängenden Tang leicht greifen zu können. Sobald der Krebs sich aber blockiert fühlte, glitt er mit einer unvorhergesehenen Geschwindigkeit über das „Lanet" weg, ruderte quer durch das Becken und verschwand.

Die junge Frau, welche mit höchster Spannung und wahrem Herzklopfen der Jagd zugesehen hatte, konnte den hastigen Ruf: „Ach, wie ungeschickt!" nicht zurückhalten.

Hans ärgerte sich und steckte gedankenlos sein Netz in die Ecke voll schwimmender Gräser. Als er dasselbe an die Oberfläche des Wassers zurückzog, sah er, daß drei große, durchsichtige „Salicoques" die er blindlings in ihrem undurchdringlichen Versteck aufgegabelt hatte, darin zappelten.

Triumphierend bot er seine Beute der jungen Witwe,

die sie aber aus Angst vor den zackigen, scharfen Fühlern nicht anzufassen wagte.

Schließlich überwand sie ihre Furcht, und das fadendünne Endchen der Fühler mit spitzen Fingern anfassend, legte sie einen nach dem andern in ihren Tragkorb und deckte sie, um sie lebend zu erhalten, mit etwas Seetang zu.

Nun erwachte die rechte Jagdlust, und sobald sie eine etwas weniger tiefe Wasserlache gefunden hatten, ging sie gleichfalls hinein, etwas zaudernd zwar und ein bißchen erschreckend, als das kalte Wasser ihre Füße umspülte. Sie war geschickt und listig, ihre Hand war ruhig und leicht und der Jägerinstinkt fehlte nicht. Beinahe mit jedem Eintauchen des Netzes brachte sie ein paar Tierchen zum Vorschein, die sich von der wohlberechneten Langsamkeit ihrer Bewegungen hatten täuschen lassen.

Hans bekam gar nichts, aber er lief ihr auf Schritt und Tritt nach, beugte sich über sie und bat, sich über seine Ungeschicklichkeit tief betrübt anstellend, in die Lehre genommen zu werden.

„O, zeigen Sie mir, wie Sie es machen!“ bat er. „Zeigen Sie mir's!“

Die dunkeln Gräser, die den Grund erfüllten, machten die helle Wasserfläche zu einem besonders brauchbaren Spiegel, der ihre beiden Gesichter aneinander gelehnt, ineinander verschwimmend, deutlich wiedergab, und Hans lächelte dem Bild zu, das ihm aus dem Wasser entgegenstrahlte, und warf dem Köpfchen seiner Nachbarin leichte Kußhände zu, die auf das Spiegelbild zu fallen schienen.

„Wie langweilig und abgeschmackt,“ bemerkte die junge Frau. „Merken Sie sich doch, mein Bester, daß man sich nie mit zwei Dingen zu gleicher Zeit beschäftigen soll.“

„Ich beschäftige mich auch nur mit einem: Ich liebe Sie!“

Sie richtete sich auf und sprach ernsthaft: „Was machen Sie denn seit einer Viertelstunde für Geschichten? Haben Sie ganz den Kopf verloren?“

„Nein, ich bin noch in seinem Besitze und habe nichts verloren, sondern nur den Mut gefunden, Ihnen endlich zu sagen, daß ich Sie liebe.“

Sie standen beide aufrecht in dem salzigen Gewässer, das ihnen hoch über die Knöchel ging, und die tropfnassen Hände auf die Stiele der Netze gestützt, blickten sie einander in die Augen.

„Das war sehr unvernünftig, mir gerade jetzt davon zu sprechen," sagte sie in scherzhaft gereiztem Ton. „Hätten Sie das nicht ein andermal thun können, statt mich heute um das Krebsvergnügen zu bringen?"

„Verzeihen Sie mir," flüsterte er, „aber ich konnte nicht länger schweigen. Ich liebe Sie längst, heute haben Sie mich bezaubert, mich um meine fünf Sinne gebracht . . ."

Sie schien nun gewillt, sich in ihr Schicksal zu ergeben, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und, wenn es nicht anders sein konnte, auf ihr Vergnügen zu verzichten, um von Geschäften zu sprechen.

„Wir wollen uns auf den Felsen setzen," sagte sie, „da plaudert sich's besser."

Sie kletterte hinauf, was nicht ohne Mühe war, und als sie oben im hellen Sonnenschein mit baumelnden Beinen nebeneinander saßen, fuhr sie fort: „Mein lieber Freund, Sie sind kein Kind mehr, und ich kein junges Mädchen. Wir wissen, um was es sich handelt, und wir sind im stande, die Tragweite unsrer Handlungen zu ermessen. Wenn Sie sich heute entschließen, mir Ihre Liebe zu gestehen, so nehme ich als selbstverständlich an, daß Sie mich heiraten wollen."

Die kühle und klare Darlegung des Sachverhalts war nun eben nicht, was er erwartet, und ziemlich gimpelhaft erwiderte er: „Allerdings."

„Haben Sie mit Ihrem Vater und Ihrer Mutter darüber gesprochen?"

„Nein, ich wollte zuerst Ihre Antwort haben."

„Und die lautet: Ja!" sagte sie, ihm die noch feuchte Hand hinstreckend, die er mit Ungestüm ergriff. „Ich glaube, daß Sie ein guter, ehrlicher Mensch sind. Aber lassen Sie nicht außer Auge, daß ich nichts thun möchte, was Ihren Eltern unlieb sein könnte."

„Ach! Glauben Sie denn, daß meine Mutter nichts ge*ahnt*, nichts erraten hätte, und daß sie Ihnen so gut sein

könnte, wie sie es ist, wenn unsre Verbindung nicht ihr Herzenswunsch wäre?"

„Das ist wahr. Ich bin ein wenig erregt und verwirrt."

Sie schwiegen; er im stillen verwundert, daß sie nicht weit mehr erregt und so außerordentlich vernünftig war. Er hatte eine reizende Liebesscene erwartet, ein Verweigern, das Gewähren heißt, ein kokettes Schäferspiel beim Krebsfang, mit dem plätschernden Wasser als Orchesterbegleitung! Und nun war alles niet- und nagelfest; zwanzig Worte, und er fühlte sich gebunden, verheiratet. Zu sagen hatten sie sich nichts mehr, denn die Sache war abgemacht, und sie befanden sich nun in einiger Verlegenheit über das, was sich so rasch zwischen ihnen ereignet; zu sprechen fand keins den Mut, mit dem Krebsen war es auch aus, und sie wußten nichts miteinander anzufangen.

Da kam Papa Rolands Stimme ihnen zu Hilfe.

„Hierher, Kinder, hierher! Beausire müßt Ihr sehen — er leert das Meer aus, der Schlingel, der!"

In der That hatte der Kapitän ein fabelhaftes Glück und Geschick. Vollständig durchnäßt, durchwatete er Tümpel um Tümpel, machte auf den ersten Blick die günstigsten Stellen ausfindig und durchstöberte, sein Netz langsam und sicher handhabend, alle unter dem Seetang verborgenen Höhlen und Löcher.

Und die durchsichtigen, graugelben Tiere zappelten in seiner breiten Hand, wenn er sie ruhig und geschäftsmäßig Stück für Stück in seine Kiepe beförderte.

Ganz erstaunt und begeistert schloß sich Frau Rosémilly sofort ihm an, wich ihm nicht mehr von der Seite, ahmte sein Beispiel mit vielem Geschick nach und vergaß ihre Verlobung und Hans, der ihnen träumerisch folgte, fast über dem kindlichen Vergnügen, die krabbelnden Tierchen unter dem dichten Gras herauszufischen.

Plötzlich rief Roland: „Ach, da kommt die Mama uns doch noch nach!"

Frau Roland war anfangs mit Peter an der Mündung des Bächleins zurückgeblieben; weder er noch sie waren in der Stimmung, über Felsblöcke zu klettern und in Pfützen

umherzuwaten, und doch empfanden beide eine Scheu, miteinander allein zu bleiben. Sie fürchtete sich vor ihm, und er sich vor ihr und vor sich selbst und seiner Grausamkeit, über die er nicht Herr ward.

Sie setzten sich nebeneinander auf das Geröll und beide bewegte in der von der Seebrise gemäßigten sommerlichen Wärme, angesichts dieses herrlichen lichtblauen und silberschimmernden Himmels, der nämliche Gedanke: „Wie schön könnte es sein; wie schön wäre das ehemals gewesen.“

Sie wagte nicht, das Wort an ihn zu richten, denn sie wußte, daß er nur eine herbe Rede für sie in Bereitschaft hatte; er wagte nicht, mit ihr zu sprechen, denn er war sich bewußt, seine Heftigkeit nicht mehr zügeln zu können, sobald er den Mund aufthäte.

Er saß, mit der Spitze seines Stockes im Geröll umherstochernd, die armen Steinchen mißhandelnd und hämmernd, da; sie hatte, die Augen ziellos ins Weite geheftet, zwei oder drei kleine Kiesel aufgelesen, die sie nun langsam und mechanisch immer von einer Hand in die andre gleiten ließ. Ihr unbestimmt umherschweifender Blick gewahrte nach einer Weile zufällig ihren jüngeren Sohn, wie er in Frau Rosémillys Nähe mit Krebsen beschäftigt war. Unwillkürlich beobachtete sie die beiden, folgte jeder ihrer Bewegungen, und bald ward sie inne, bald sagte ihr mütterlicher Instinkt ihr, daß kein Alltagsgespräch zwischen den jungen Leuten im Gange war. Sie sah beide sich herniederbeugen und ihr Bild im Wasser betrachten; sie sah sie dann Aug in Aug' aufrecht einander gegenüberstehen, darauf den Felsen erklimmen und sich eng aneinander gedrängt auf denselben niederlassen.

Klar und scharf zeichneten ihre Silhouetten sich am Horizont ab, sie schienen ganz allein auf der Welt zu sein, und in dieser weiten, unermeßlichen Oede von Himmel, Meer und Klippen machten die beiden Gestalten den Eindruck von etwas Mächtigem, Symbolischem.

Auch Peter sah ihnen aufmerksam zu, und ein trockenes Lachen ertönte plötzlich aus seiner Kehle.

„Was hast du denn?“ fragte Frau Roland, ohne ihr Gesicht dem Sohne zuzuwenden.

„Ich mache Studien,“ sagte er, noch einmal auflachend. „Ich lerne, wie man sich auf die Würde eines Hahnrei vorbereitet.“

Zur Verzweiflung getrieben von dem, was sie aus diesen Worten herauszuhören glaubte, im Innersten verletzt von diesem Ausdruck, stiegen Zorn und Empörung in ihrem Herzen auf.

„Wen meinst du damit?“

„Wen anders, als Hans! Wirklich possierlich, den Herrschaften zuzusehen!“

Zitternd vor Aufregung versetzte sie mit gepreßter Stimme: „O Peter! Wie hart du bist! Diese Frau ist die Rechtschaffenheit in Person! Dein Bruder könnte keine bessre finden.“

Grell und hart klang sein herbes, gezwungenes Lachen.

„Hahaha! Die Rechtschaffenheit in Person! Das sind sie ja alle, alle, eine wie die andre . . . und eine wie die andre setzt dem Manne Hörner auf. Hahaha!“

Ohne eine Silbe der Entgegnung stand sie auf, stieg eilig den Abhang vollends hinunter, und auf die Gefahr hin, auf dem schlüpfrigen Boden zu stürzen, Arm und Bein zu brechen, eilte sie, mehr laufend als gehend, ohne vor sich zu sehen, Wasserlachen durchwatend, dahin, ihrem andern Sohne nach.

Als Hans sie herankommen sah, rief er: „Wie, Mama? Hast du dich doch entschlossen, uns nachzukommen!“

Ohne zu sprechen, ergriff sie seinen Arm und klammerte sich an ihn. „Rette mich, beschütze mich!“ flehte ihr Blick.

Mit Erstaunen gewahrte er ihre Erregtheit und er sagte: „Wie blaß du bist! Was hast du denn, Mama?“

„Ich wäre beinahe gestürzt,“ stammelte sie. „Ich hatte solche Angst auf den Felsen.“

Hans führte sie, unterstützte sie kräftig und erläuterte ihr dabei die Krebsjagd, um ihr Interesse für diesen Sport wachzurufen. Da er aber bald merkte, daß sie ihm kaum zuhörte, und da sein Herz ebenfalls von etwas andrem erfüllt und sein Mitteilungsbedürfnis sehr lebhaft war, zog er sie ein wenig abseits und begann leise: „Rate, was ich gethan habe?“

„Ja ... aber ... das kann ich doch nicht wissen!“

„Rate!“

„Ich ... ich weiß es nicht.“

„Nun denn, so laß dir sagen, daß ich Frau Rosémilly um ihre Hand gebeten habe.“

Sie erwiderte nichts; das Herz war ihr so schwer, ihr armer Kopf so verwirrt vor Verzweiflung und Jammer, daß sie kaum verstand, was er sprach. Geistesabwesend wiederholte sie: „Um ihre Hand gebeten?“

„Ja, hab' ich recht gethan? Sie ist reizend, nicht wahr, Mama?“

„Gewiß ... reizend ... du hast ganz recht.“

„Also du billigst meinen Schritt?“

„O ja ... ich billige ihn.“

„Wie sonderbar du das sagst; man sollte fast glauben, daß du dich nicht darüber freuest.“

„O doch, ich freue mich.“

„Wahr und wahrhaftig?“

„Wahr und wahrhaftig.“

Und um ihn davon zu überzeugen, schlang sie beide Arme um seinen Hals und küßte ihn, wie nur eine Mutter küßt, auf Mund und Wangen.

Die Augen waren ihr feucht geworden, und als sie die Thränen abgewischt, bemerkte sie weit unten am Strand eine Gestalt, die, auf dem Bauch ausgestreckt, das Gesicht im Geröll verborgen, wie tot dalag. Das war der andre, war ihr Sohn Peter, der verzweifelnd vor sich hinbrütete.

Sie zog ihren Kleinen, ihren Hans, noch weiter mit sich fort, ganz bis an die Mündung des Baches, und sie besprachen diese Heirat, an der sein Herz hing, ein langes und breites.

Die Flut kam und trieb die Schwatzenden in eiliger Flucht von dannen, und alle miteinander erkletterten die Küste. Beim Vorübergehen rief man Peter an, der sich [illegible], und dann wurde lang getafelt und im Wein [illegible] gethan.

Siebentes Kapitel.

Die Herren beschäftigten sich, mit einziger Ausnahme von Hans, auf der Heimfahrt mit Schlafen. Alle fünf Minuten sank Rolands oder Beausires Kopf auf eine freund-nachbarliche Schulter, wurde aber immer ziemlich kräftig zurückgestoßen. Dann erlitt das Schnarchen eine kleine Unterbrechung, die Augen wurden aufgerissen und eine geistvolle Bemerkung, wie: „Sehr schöner Abend," zum besten gegeben, worauf der Kopf dann sofort wieder nach der andern Seite hinübernickte.

Als man in Havre anlangte, hatten beide große Schwierigkeit, sich aus ihrer Betäubung aufzurütteln, und Beausire weigerte sich entschieden, noch an dem Thee bei Hans teilzunehmen, und bestand darauf, vor seinem Hause abgesetzt zu werden.

Der junge Advokat sollte heute nacht zum allererstenmal in seinen eignen vier Wänden schlafen, und eine unendliche, fast ein wenig kindische Freude, seiner Verlobten gerade an diesem Abend die Räume zu zeigen, die bald die ihrigen werden sollten, erfüllte ihn ganz und gar.

Frau Roland, welche aus Angst vor Feuersgefahr die Dienstboten nie gern allein wachen ließ, hatte dem Mädchen gesagt, daß sie zu Bett gehen könne, sie wolle den Thee allein bereiten.

Außer den Handwerksleuten, ihr selbst und ihrem Sohne hatte noch niemand die Schwelle überschreiten dürfen. Alle sollten überrascht werden durch das vollendete Werk.

Im Vorsaale bat Hans seine Gäste, sich ein wenig zu gedulden. Er wollte sämtliche Lampen und Kerzen festlich anstecken und ließ Vater und Bruder, sowie Frau Rosémilly im Dunkeln stehen; dann machte er die große Flügelthür weit auf und rief: „Bitte, einzutreten!"

Die mit Glas geschlossene Galerie, von einem Kronleuchter und buntfarbigen Lampen, die in reichen Gruppen von Palmen, Gummibäumen und blühenden Pflanzen versteckt waren, erleuchtet, machte zuerst den Eindruck einer glänzenden Theaterdekoration. Einen Augenblick blieben alle

ganz verblüfft stehen, und Vater Roland, den dieser Luxus einigermaßen überwältigt hatte, murmelte: „Deixel noch einmal!“ und verspürte Lust, Beifall zu klatschen, wie es sich bei den Triumphen des Theatermaschinisten ziemt.

Man trat nun in den ersten Salon, einen kleinen, niedlichen Raum, der mit dem Altgoldstoff der Möbelbezüge ausgeschlagen war. Der große, eigentliche Empfangsraum war sehr einfach, in dunkler Lachsfarbe gehalten und wirkte ungemein großartig.

Hans setzte sich in den breiten Lehnstuhl vor seinem mit Büchern bedeckten Schreibtisch und fing mit ernster, etwas angestrengter Stimme an: „Ja, gnädige Frau, das Gesetz ist über diese Frage sehr eingehend und klar und gewährt mir nicht nur die Ueberzeugung, daß meine Auffassung die richtige, sondern auch die vollkommene Gewißheit, daß wir in Zeit von drei Monaten die neulich besprochene Angelegenheit zu befriedigendem Abschluß führen werden.“

Er sah Frau Rosémilly strahlend an, diese lächelte und warf Frau Roland einen Blick zu; die Mutter ergriff ihre Hand und drückte sie herzlich.

Glückselig sprang Hans auf, machte ein paar sehr schuljungenmäßige Sätze und rief: „Wie die Stimme trägt! Das wäre ein Saal zum Plädieren!“

Er warf sich in die Brust und begann mit höchstem Pathos: „Meine Herrn Geschwornen! Wenn Menschlichkeit allein, wenn das angeborne Gefühl der Sympathie mit menschlichem Leid allein es wären, in deren Namen wir Sie um Freisprechung bitten, so würden wir uns an Mitleid, an Ihre Barmherzigkeit, an Ihr Herz wenden, aber auf unsrer Seite steht das Recht, und nur im Lichte des Gesetzes wollen wir Ihnen die Frage darlegen. ...“

Peter sah sich aufmerksam in den Räumen um, die er beinahe zu den seinigen gemacht hätte, und ärgerte sich dabei über die Kindereien seines Bruders, der ihm gar zu läppisch und geistlos vorkam.

Frau Roland öffnete eine Thür zur Rechten.

„Hier ist das Schlafzimmer,“ sagte sie.

Auf die Ausschmückung dieses Raumes that sich das

Mutterherz besonders viel zu gute. Als Tapete diente Creton von Rouen, eine vortreffliche Nachahmung der Gobelinweberei; das Rokokomuster zeigte kleine Medaillons mit Schäfergruppen, deren Rahmen ein sich schnäbelndes Vogelpaar bildete, und der Stoff gab Wänden, Vorhängen, Bett und Stühlen etwas Fröhliches, Luftiges und Anmutiges.

„O, wie reizend!“ rief Frau Rosémilly — aber mit dem Betreten dieses Raumes kam ein gewisser Ernst über sie.

„Gefällt es Ihnen?“ fragte Hans.

„Außerordentlich!“

„Wenn Sie wüßten, wie glücklich mich das macht!“

Sie war ein wenig verlegen, und es mochte ihr etwas beklommen zu Mute sein in diesem Raum, der ihr Brautgemach werden sollte. Auf den ersten Blick hatte sie gesehen, daß Frau Roland, die ihres Sohnes baldige Vermählung ohne Zweifel gewünscht und vorausgesehen hatte, ihm ein breites Doppelbett angeschafft hatte, und diese mütterliche Fürsorge that ihr wohl, schien ihr zu sagen, daß man sie in der Familie erwarte.

Als man in den Salon zurückgekehrt war, öffnete Hans eilig die Thür zur Linken, und man erblickte das dreifenstrige, runde, als japanische Laterne dekorierte Speisezimmer. Hier hatten Mutter und Sohn ihrer Phantasie die Zügel schießen lassen und des Guten ein wenig zu viel gethan. Das Zimmer machte mit seinen Bambusmöbeln, Vasen, Pagoden, golddurchwirkten Seidenstickereien, den durchsichtigen japanischen Vorhängen, den Fächern, welche die Stoffdraperien an der Wand festhielten, den Waffen, Fratzen, Vögeln mit echten Federn und all den tausenderlei Kleinigkeiten aus Porzellan, Holz, Elfenbein, Bronze und Bernstein einen sehr gesuchten und anspruchsvollen Eindruck und zeigte, was ungeschickte Hände und ungeübte Augen anrichten, wenn sie sich an Dinge wagen, zu welchen künstlerischer Geschmack, Feingefühl und Bildung nötig sind. Natürlich wurde diese Schöpfung am meisten bewundert, und nur Peter war zurückhaltend und machte einige ziemlich bitter klingende ironische Bemerkungen, die seinen Bruder sehr verletzten.

Auf dem Tisch stand eine Pyramide von Früchten und ein monumentaler Kuchenaufbau.

Große Eßlust hatte niemand; man naschte ein wenig an den Früchten und zerbröckelte das Backwerk mehr, als man es aß, und nach einer Stunde etwa bat Frau Rosémilly um die Erlaubnis, sich zurückzuziehen.

Es wurde beschlossen, daß Roland Vater sie nach Hause begleiten sollte, während Frau Roland in Ermanglung des Dienstmädchens ihr mütterliches Auge noch einmal auf alles werfen wollte, um ganz sicher zu sein, daß ihrem Liebling nichts fehlte.

„Soll ich dann wieder herkommen und dich abholen?“ fragte Roland.

„Nein, Alter, gehe du nur in dein Bett,“ erwiderte sie nach einigem Zögern. „Ich habe ja Peter, der wird mich heimbringen.“

Sobald die beiden fort waren, blies sie die Kerzen aus, verschloß Kuchen, Zucker und Likör in einen Schrank, dessen Schlüssel dem neugebackenen Hausherrn eingehändigt wurde, und ging dann ins Schlafzimmer, deckte das Bett auf, sah nach, ob frisches Wasser in der Karaffe und ob das Fenster richtig schloß.

Peter und Hans waren in dem kleinen Salon zurückgeblieben, dieser noch verletzt über die höhnische Kritik seines Geschmacks, jener mehr und mehr erbittert, den Bruder in dieser Behausung zu sehen.

Beide saßen schweigend da und rauchten. Mit einemmal stand Peter auf.

„Teufel, hat die Witwe heute abend verblüht ausgesehen,“ sagte er, „Landpartieen bekommen ihr offenbar nicht.“

Hans fühlte eine Wut in sich kochen, wie gerade der gutmütige Schwächling, wenn man ihn an einer empfindlichen Stelle trifft, von ihr befallen wird.

Der Atem stockte ihm vor Zorn und Aufregung, und mühsam stieß er hervor.

„Ich verbitte mir, daß du von Frau Rosémilly hinfort als ‚der Witwe‘ sprichst.“

„*Ich glaube,* du willst mir Befehle geben,“ sagte Peter,

sich mit hochfahrender Miene nach ihm umwendend. „Bist du zufällig verrückt geworden?“

„Verrückt bin ich nicht, aber dein Betragen gegen mich habe ich satt,“ gab Hans, der sich ebenfalls erhoben hatte, heftig zurück.

„Gegen dich? Bist du etwa ein Teil der schönen Frau?“ fragte Peter mit höhnischem Lachen.

„Ja, denn Frau Rosémilly wird meine Frau werden — daß du es weißt.“

Der andre lachte hellauf.

„Haha! Vortrefflich! Jetzt begreife ich, weshalb ich sie nicht mehr ‚die Witwe‘ nennen soll! Das läßt sich hören! Eine originelle Art, dem Bruder seine Verlobung anzuzeigen.“

„Ich verbitte mir deine Witze ... hörst du ... ich verbitte mir ...“

Bleich, mit bebenden Lippen war Hans, den diese höhnische Kälte, die sich gegen die Frau kehrte, die er liebte, die er erwählt hatte, vollständig außer sich brachte, auf den Doktor zugetreten.

Nun packte auch diesen der Zorn. Alles, was von ohnmächtigen, wuterstickten Rachegelüsten, mühsam bezwungenem Groll und schweigender Verzweiflung seit einiger Zeit in ihm gärte, stieg in ihm auf, seine Vernunft betäubend wie ein heißer Blutstrom, der das Hirn schwindeln macht.

„Du wagst ... du wagst ...“ knirschte er. „Und ich befehle dir, zu schweigen, hörst du, ich befehle es dir!“

Verblüfft über diese Heftigkeit, schwieg Hans einige Sekunden, in dem Sturm der Leidenschaft das Wort, den Ton, den Satz suchend, um den Bruder ins Herz zu treffen.

Er rang nach Selbstbeherrschung, nur um mit sicherer Hand zu zielen, er sprach langsam, um seine Worte schneidender wirken zu lassen.

„Ich weiß es ja längst, daß du neidisch auf mich bist, ich weiß es seit dem Tage, da du angefangen hast ‚die Witwe‘ zu sagen, nur weil du wußtest, daß es mir weh thun mußte.“

Peter brach in sein gewohntes hartes, verächtliches Lachen aus.

„Mein Gott! ... Wie komisch! ... Neidisch ... ich — auf dich! Ich? ... Und auf was in aller Welt? Auf dein Gesicht oder vielleicht auf deinen Geist?"

Trotz dieser erkünstelten Ruhe wußte Hans, daß er die empfindliche Stelle getroffen.

„Ja, du bist neidisch auf mich, bist es von Kindheit an gewesen, neidisch und eifersüchtig, und du bist wütend geworden, als du mit ansehen mußtest, daß diese Frau mich dir vorzieht und sich nichts aus dir macht."

Außer sich über diese Voraussetzung, stammelte Peter: „Ich ... ich ... eifersüchtig auf dich? Und wegen dieser dummen Person, dieser Pute, dieser gestopften Gans?"

Hans sah, daß seine Pfeile trafen, und fuhr fort: „Erinnerst du dich vielleicht jener Fahrt in der ‚Perle' und wie du mich beim Rudern ausstechen wolltest? Und weshalb wendest du denn so viel Worte auf, um dich vor ihr ins schönste Licht zu stellen? Du platzest ja vor Eifersucht! Und als mir dies Vermögen zufiel, bist du wütend geworden, hast einen Haß auf mich geworfen und mir denselben auf jede Art gezeigt, hast uns allen das Leben verbittert und Gift und Galle gespieen Tag für Tag."

Peter ballte die Fäuste; er konnte sich nur mit Mühe zurückhalten, den Bruder an der Kehle zu packen.

„Jetzt aber schweige!" kreischte er. „Sprich kein Wort von diesem Geld!"

„Die Eifersucht sieht dir zu den Augen heraus, nicht ein Wort sprichst du weder mit dem Vater, noch mit der Mutter, noch mit mir, in dem sie nicht ausbräche. Mich zu verachten, gibst du vor, weil du neidisch bist, mit Gott und der Welt fängst du Streit an, weil du eifersüchtig bist. Und jetzt, da ich reich geworden, kannst du nicht mehr an dich halten, giftgeschwollen gehst du umher, du quälst und marterst unsre Mutter, als ob es ihre Schuld wäre!"

Peter war bis zum Kamin zurückgetreten; den Mund halb geöffnet, das Auge stier und gläsern, war er in einem

jener wahnsinnigen Wutanfälle, die den Menschen zum Verbrecher machen.

Mit leiser, heiserer Stimme, nach Luft ringend, zischte er zwischen den Zähnen hervor: „So schweige doch! So schweige doch!“

„Nein, ich werde nicht schweigen. Seit langer Zeit gehe ich damit um, dir zu sagen, was ich denke; jetzt hast du mir den Anlaß dazu gegeben, um so schlimmer für dich! Ich liebe! Du weißt es und du bespöttelst in meiner Gegenwart die Frau, der mein Herz gehört, das sollst du mir bezahlen. Ich werde dir die giftigen Schlangenzähne ausbrechen, das laß dir gesagt sein! Ich werde mir Achtung erzwingen!“

„Achten ... dich!“

„Ja, mich!“

„Dich achten ... dich, der uns alle entehrt hat durch seine Geldgier!“

„Was soll das heißen? Erkläre dich deutlicher!“

„Das soll heißen, daß man eines Mannes Vermögen nicht annimmt, wenn man für den Sohn eines andern gilt.“

Regungslos stand Hans da, ohne klares Verständnis für die in diesen Worten enthaltene Beschuldigung und doch Entsetzliches ahnend.

„Wie meinst du das? ... Du sagst ... sag es noch einmal ... noch einmal ...“

„Ich sage, was alle Welt sich in die Ohren tuschelt, einander zuträgt, was in aller Blicken zu lesen ist: daß der Mann, der dich zum Erben eingesetzt, dein Vater ist. Nun denn — ein anständiger Sohn weigert sich, ein Vermögen anzunehmen, das seiner Mutter Ehre schädigt.“

„Peter ... Peter ... Peter ... weißt du, was du da sagst? ... Dein Mund ist es ... du bist es ... der eine solche Niederträchtigkeit ausspricht?“

„Ja ... ich ... ich bin es! Du siehst also nicht, daß ich seit einem Monat fast zu Grunde gehe vor Jammer, daß ich mich ruhe- und schlaflos, der Verzweiflung nahe, des Nachts umherwälze, daß ich mich am Tage verberge wie ein wildes Tier, daß ich nicht mehr weiß, was ich sage,

nicht mehr weiß, was ich thue, nicht weiß, was aus mir werden soll, daß ich wahnsinnig bin vor Schmach und Schmerz — was ich anfangs geahnt, ist mir jetzt zur Gewißheit geworden."

„Peter ... sei still ... die Mutter ist im Nebenzimmer ... bedenke, daß sie uns hören kann, uns hören wird!"

Aber er war einmal im Zug, er mußte sein Herz ausschütten! Er sprudelte alles hervor, seinen Verdacht, seine Beweisführung, sein Ringen, seine Kämpfe, seine Gewißheit und die Geschichte des abermals verschwundenen Bildes.

In kurzen, abgehackten Sätzen, ohne Zusammenhang, wie ein Nachtwandler sprach er.

Er schien alles um sich vergessen zu haben: Hans und die Mutter im Nebenzimmer. Er sprach, weil er sprechen mußte, weil er zu viel gelitten hatte, weil die zugedrückte Wunde ausbluten mußte — daß ihn jemand hörte, wußte er nicht mehr. Wie ein bösartiges Geschwür hatte es sich in ihm angestaut, und jetzt war das Geschwür geplatzt und bespritzte die Umgebung mit seinem Gift. Mit großen Schritten ging er auf und ab, wie es seine Art war; die Augen starr ins Weite gerichtet, gestikulierend, im Zustand höchster Verzweiflung, mit halberstickter Stimme, in der es wie Schluchzen klang, mit leidenschaftlicher Selbstanklage, sprach er, wie wenn er von seinem Elend und dem der Seinigen Zeugnis ablegen, seine Qualen der fühllosen, tauben Luft, in der sie verklangen, preisgeben müßte.

Hilflos und durch die blinde Sicherheit seines Bruders fast sofort von der Wahrheit seiner Anklagen überzeugt, hatte sich Hans mit dem Rücken gegen die Thür gelehnt, hinter welcher er seine Mutter als Zeugin dieser Scene wußte.

Verlassen konnte sie das Zimmer nicht haben; es hatte nur den Ausgang durch den Salon. In diesen zurückgekehrt war sie nicht; sie hatte also nicht den Mut dazu gehabt.

Plötzlich stampfte Peter wild auf den Boden und mit dem Ruf: „Scheusal, das ich bin, weshalb konnt' ich nicht schweigen!" stürzte er davon, barhäuptig die Treppe hinunter.

Das geräuschvolle Insschloßfallen der großen Hausthür

schreckte Hans aus der Betäubung auf, in die er versunken gewesen. Es war das Werk weniger Sekunden, die ihm freilich lang, wie endlose Stunden erschienen, ihn in den Zustand einer an Blödsinn grenzenden Stumpfsinnigkeit zu versetzen. Er fühlte dumpf, daß er jetzt, jetzt gleich handeln und denken müsse, aber er wollte nichts mehr verstehen, wissen; aus Angst, Feigheit und Schwäche drängte er Erinnerung und Bewußtsein zurück. Er gehörte zu der Sorte von Zauderern, die alles auf den kommenden Tag verschieben und die, wenn sie einmal zum raschen Entschluß gezwungen werden, alles daran setzen, wenigstens noch ein paar Minuten zu gewinnen.

Allein das tiefe Schweigen, das nach Peters wildem, leidenschaftlichem Reden seltsam und unheimlich wirkte und sich allen Gegenständen mitzuteilen schien, dazu das grelle Licht von zwei Lampen und sechs Kerzen, das alles erschreckte ihn so sehr, daß er sich am liebsten auch Hals über Kopf davongemacht hätte.

Er rüttelte sich auf, suchte seine Gedanken zusammen, weckte sein Herz aus der Dumpfheit und wollte überlegen.

Noch nie im Leben hatte er eine Schwierigkeit zu überwinden gehabt. Es gibt Menschen, die sich treiben lassen, wie das Wasser bergabwärts fließt. In der Schule hatte er aus Furcht vor Strafe seine Pflicht gewissenhaft gethan, dann hatte er seine juristischen Studien regelrecht, in angemessener Frist zu Ende geführt, sein äußeres Leben war so ruhig verlaufen wie sein inneres. Was er sah, was ihm begegnete, fand er ganz natürlich; nichts erweckte seine besondre Aufmerksamkeit. Ordnung, Vernunft, Ruhe liebte er aus angebornem Instinkt, verborgene Falten in seiner Seele gab es nicht. Heute stand er dieser Katastrophe gegenüber, in der Lage eines Menschen, den man ins Wasser geworfen hat und der nicht schwimmen kann.

Anfangs wollte er sich verleugnen, daß es sich um eine solche handle. Konnte der Bruder aus Haß und Eifersucht nicht gelogen haben?

Und doch, so erbärmlich konnte er nicht sein, eine solche Anklage gegen ihre Mutter auszusprechen, wenn ihm nicht

wirklich Verzweiflung den Sinn verwirrte. Und dann hörte er noch immer, sah, fühlte er mit jedem Nerv gewisse Worte, gewisse Schmerzenstöne, Bewegungen und Seufzer Peters, die sich ihm unauslöschlich eingeprägt und deren wildes Weh unwiderstehlich überzeugend war, unabweisbare Gewißheit enthielt.

Er war zu gebrochen, um sich nur von der Stelle zu rühren, irgend einer Willensäußerung fähig zu sein. Sein Jammer wuchs ins Unerträgliche, und er fühlte, daß hinter dieser Thür seine Mutter war, die alles gehört hatte und nun seiner harrte.

Was mochte sie thun? Keine Bewegung, kein Atemzug, kein Tritt, kein Seufzer verriet, daß hinter diesen Brettern ein lebendes Wesen sei. Sollte sie entflohen sein? . . . Aber wie? Wenn sie nicht mehr hier war . . . konnte sie nur zum Fenster hinausgesprungen sein!

Jetzt packte ihn Entsetzen und schnellte ihn in die Höhe, so rasch und so gebieterisch, daß er die Thür mehr einstieß als öffnete und in das Zimmer stürzte.

Es schien leer zu sein. Eine einzige, auf einer Kommode stehende Kerze erhellte den großen Raum.

Hans flog nach dem Fenster; es war geschlossen, die Läden fest verriegelt. Er wandte sich um und sein angstvoller Blick drang forschend in die schwach beleuchteten dunkeln Ecken. Da entdeckte er, daß die Bettvorhänge zugezogen waren; er trat rasch hinzu und schlug sie auseinander. Auf dem Bett lag seine Mutter, das Gesicht verdeckt von dem Kissen, in das ihre Hände gekrampft waren und das sie über den Kopf gezogen haben mußte, um nichts mehr zu hören.

Erst glaubte er sie erstickt. Er faßte sie an den Schultern und zog sie in die Höhe, ohne daß sie das Kissen losgelassen hätte, das ihr Gesicht verbarg und in das ihre Zähne sich eingruben, um das Schreien zu unterdrücken.

Die Berührung dieses steifen Körpers, dieser krampfhaft gebogenen Arme brachte ihm die unsagbaren Qualen, die dies Wesen litt, zum Bewußtsein. Die Energie und Kraft, womit ihre Finger und Zähne die federngeschwellte

Leinwand gegen Lippen, Augen und Ohren hielten, damit er sie nicht sehen, nicht zu ihr sprechen solle, ließ ihn verstehen, was ein Mensch erdulden kann.

Und sein Herz, sein einfältiges Herz blutete vor Mitleid. Er war nicht ihr Richter, auch nicht ein barmherziger Richter; er war nichts als ein schwacher Mensch und ein liebender Sohn. Alles, was der andre ihm gesagt, war ausgelöscht, er rechtete nicht, er tüftelte nicht an Ehr- und Rechtsbegriffen, er umschlang nur den leblosen Körper seiner Mutter, und weil er ihr das Kissen nicht vom Gesicht ziehen konnte, küßte er ihr Kleid und rief: „Mama, meine arme Herzensmama, so sieh' mich doch nur an!“

Durch die todsteifen Glieder lief ein fast unmerkliches Zucken, wie wenn ein elektrischer Strom sie berührt hätte.

„Mama, Mama, so höre mich doch,“ bat er wieder. „Es ist nicht wahr; ich weiß, daß es nicht wahr ist.“

Ein Krampf erschütterte sie; es war, wie wenn sie ersticken wollte, denn plötzlich schluchzte sie hinter dem Kissen. Die starren Muskeln lösten sich, die Nervenanspannung wich, die Finger thaten sich auf und gaben die Leinwand frei; er zog ihr die Hülle vom Gesicht.

Sie war sehr bleich, ganz weiß und unter den festgeschlossenen Lidern drangen große Tropfen hervor. Er hatte den Arm um ihren Hals geschlungen, er drückte die Lippen, die von ihren Thränen feucht wurden, immer wieder auf diese Augen, die sich nicht öffnen wollten, und wiederholte sein inniges: „Mama, Herzensmama! Ich weiß ja, daß es nicht wahr ist! Weine doch nicht, ich weiß es ja! Es ist nicht wahr!“

Sie richtete sich frei auf, setzte sich zurecht, sah ihn an und sagte mit einer gewaltigen Willensanstrengung und einem Mut, wie man ihn zum Selbstmord braucht: „Doch — es ist wahr, mein Kind!“

Wortlos verharrten dann beide. Das Haupt zurückgebogen, den Hals gestreckt, kämpfte sie wieder mit dem Ersticken, ward von neuem Herr über ihre Stimme und fuhr fort: „Es ist wahr, mein Kind! Wozu die Lüge? Es ist wahr. Du würdest mir nicht glauben, wenn ich leugnen wollte.“

Ihr Ausdruck war der einer Wahnsinnigen. Von Schrecken erfaßt, sank er vor dem Bett auf die Kniee und flüsterte: „Sprich nicht weiter, Mama, sprich nicht weiter!“

Mit unheimlicher Entschlossenheit und Energie hatte sie sich erhoben.

„Ich habe dir auch nichts mehr zu sagen. Leb wohl, mein Kind!“

Sie wandte sich der Thür zu.

Mit beiden Armen hielt er sie fest und rief: „Was willst du thun, Mama? Wohin willst du gehen?“

„Ich weiß es nicht ... wie soll ich das wissen ... ich habe nichts mehr zu thun auf der Welt ... ich bin ja jetzt ganz allein.“

Sie suchte sich von ihm loszumachen. Sie mit allen Kräften festhaltend, fand er immer nur das eine Wort: „Mama ... Mama ... Mutter ...“

Und während sie mühsam nach Freiheit rang, stieß sie hervor: „Nein, nein ... ich bin jetzt nicht mehr deine Mutter, ich bin dir nichts mehr, bin keinem Menschen mehr etwas ... nichts ... nichts mehr! Du hast jetzt weder Vater noch Mutter, mein armes Kind! Leb wohl.“

In dieser Sekunde wußte er, daß, wenn er sie jetzt von sich ließe, er sie niemals wiedersehen würde; er umfaßte sie, trug sie zu einem Lehnstuhl und drückte sie mit Gewalt hinein. Dann kniete er vor ihr nieder und sprach, mit den Armen eine feste Kette um sie bildend: „Du wirst diese Schwelle nicht überschreiten, Mama! Ich habe dich lieb und ich halte dich fest. Ich lasse dich nicht; du gehörst mir!“

Mit müder Stimme flüsterte sie: „Nein, mein armer Junge, das ist jetzt nicht mehr möglich. Heute abend beweinst du mich, morgen würdest du mir die Thür weisen. Auch du würdest mir nicht verzeihen.“

„Ich, Mutter — ich — ich? O wie wenig kennst du mich.“

Es lag eine so schlichte, so tiefe Wahrheit und Liebesfülle in seinem Tone, daß sie einen Schrei ausstieß, ihm in die blonden Haare griff, seinen Kopf heftig an ihre Brust

drückte und sein ganzes Gesicht über und über mit Küssen bedeckte.

Dann blieb sie unbeweglich, ihre Wange fest an die seinige geschmiegt, daß die Wärme seiner Haut sie durchdrang, und ganz, ganz leise sagte sie ihm ins Ohr: „Nein, mein kleiner Hans, morgen würdest du mir nicht verzeihen. Du glaubst es wohl, aber du irrst. Heute abend hast du mir vergeben und deine Verzeihung hat mich am Leben erhalten, aber jetzt darfst du mich nicht mehr sehen."

„Sag das nicht, Mama," wiederholte er, sie fest umschlingend.

„Doch, mein kleiner Hans, ich muß gehen. Wohin, das weiß ich nicht; wie ich's angreifen werde, was ich sagen werde, weiß ich nicht, aber es muß sein. Ich hätte ja nicht mehr den Mut, dich anzusehen, dich zu küssen, begreifst du das?"

Ebenso leise, die Lippen an ihr Ohr gepreßt, flüsterte er: „Nein, Mütterchen, du wirst bleiben. Du wirst bleiben, weil ich es will, weil ich dich brauche. Und jetzt gleich gelobst du mir, daß du mir gehorchen wirst."

„Nein, mein Kind."

„O, Mama, du mußt ... Hörst du? Du mußt!"

„Nein, mein Kind; es kann nicht sein. Es hieße uns allen miteinander das Leben zur Hölle machen. Ich weiß, was Folterqualen sind, ich kenne sie seit vier langen Wochen. Jetzt bist du gerührt, aber wenn diese weiche Stimmung vorüber sein wird, wenn du mich ansehen wirst mit den Augen, mit denen Peter mich ansieht, wenn du an das denken wirst, was ich dir gesagt. ... O! ... Mein kleiner Hans, bedenke ... bedenke, daß ich deine Mutter bin! ..."

„Ich lasse dich nicht von mir, Mama; ich habe nur dich!"

„Aber denke daran, mein Sohn, daß wir uns nicht mehr ansehen können, ohne zu erröten, du wie ich, ohne daß ich vor Schande vergehen muß und die Augen niederschlagen, so oft sie den deinigen begegnen!"

„Das ist nicht wahr, Mama!"

„O ja, ja, es ist wahr! Ach sieh, ich habe ja vom

ersten Tage an alle Qualen und Kämpfe deines armen Bruders verstanden. Und wenn ich jetzt seinen Schritt von weitem vernehme, pocht mein Herz, als ob es mir die Brust zersprengen wollte; wenn ich seine Stimme höre, ist mir's, als ob mir die Sinne schwänden. Und bisher hatte ich doch dich noch, dich! Jetzt hab' ich dich nicht mehr! O, Hans, glaubst du denn, daß ich so zwischen euch beiden fortleben könnte?"

„Ja, Mama! Ich werde dich so lieb haben, daß du alles andre vergißt."

„Wenn das möglich wäre!"

„Es ist möglich."

„Wie könnte ich vergessen, neben deinem Bruder und dir? Könntet ihr vergessen?"

„Ja, ich, ich kann es!"

„Und wirst jeden Tag und jede Stunde daran denken."

„Nein, nein, ich schwöre es dir! Mutter, höre noch eins: Wenn du gehst, so lasse ich mich anwerben und mich totschießen."

Diese etwas kindliche Drohung genügte, sie aufs tiefste zu bewegen, und sie überschüttete den Sohn, den sie noch enger an sich zog, mit leidenschaftlichen Liebkosungen.

„Ich habe dich viel lieber, als du glaubst," fuhr er fort, „viel, viel lieber. Höre mich an, sei vernünftig. Acht Tage wenigstens versuche es mit dem Hierbleiben. Willst du mir acht Tage versprechen? Das kannst du mir ja nicht abschlagen."

Sie legte ihm die Hände auf die Schultern, und ihn auf Armeslänge von sich haltend, sprach sie nachdrücklich: „Mein Kind ... wir wollen versuchen, unsre Lage ruhig ins Auge zu fassen und einander nicht weich zu machen. Laß mich zuerst sprechen. Wenn ich ein einzigesmal von deinen Lippen hören müßte, was ich seit Wochen täglich aus dem Munde deines Bruders vernehme, wenn ich ein einzigesmal in deinem Auge lesen müßte, was immer und immer in den seinigen geschrieben steht, wenn ein Wort, ein Blick von dir mir verriete, daß ich dir ein Gegenstand des Abscheus bin, wie ihm ... dann ... versteh

mich recht, würde ich eine Stunde darauf für immer von euch gegangen sein."

„Mama, ich schwöre dir . . ."

„Laß mich zu Ende sprechen. Seit einem Monat habe ich gelitten, was eine Menschenseele zu leiden vermag. Von dem Augenblicke an, als ich begriff, daß dein Bruder, daß mein andrer Sohn, diesen Verdacht gegen mich im Herzen trug, und daß er von Minute zu Minute der Wahrheit, der schrecklichen Gewißheit näher rückte, seither ist jeder Augenblick, jeder Atemzug eine Folterqual gewesen, die ich dir zu schildern keine Worte habe."

In ihrer Stimme lag eine solche Allgewalt des Schmerzes, daß Hans die Thränen in die Augen traten; er empfand, wie namenlos elend sie war.

Er wollte sie umschlingen, aber sie wehrte ihn ab.

„Laß mich, Kind . . . höre mich an . . . ich muß dir ja noch so vieles sagen, wenn du mich verstehen sollst . . . und doch . . . du wirst mich nicht verstehen . . . denn, mein Sohn . . . wenn ich bleiben soll . . . dann müßte . . . nein, ich kann nicht!"

„Sprich, Mama, sprich!"

„Nun denn, es sei! Wenigstens werde ich dich dann nicht getäuscht haben. Wenn es möglich sein soll, daß ich bleibe, daß wir uns ferner sehen, sprechen, den ganzen Tag uns auf Schritt und Tritt im Haus begegnen — ach, ich habe ja nicht mehr den Mut, eine Thür aufzumachen, aus Angst, dein Bruder könnte hinter derselben stehen! — wenn diese Möglichkeit geschaffen werden soll, so muß ich nicht deine Verzeihung haben — Verzeihen ist das tiefste Weh, das ein Mensch dem andern zufügen kann — sondern die Ueberzeugung, daß du mir mein Thun in der That und Wahrheit nicht zur Schuld anrechnest. Du mußt stark genug sein, frei genug vom Urteil der Menschen, um bei dem Gedanken, daß du Rolands Sohn *nicht* bist, weder zu erröten, noch mich zu verachten! Ich, ich habe genug gelitten . . . zu viel gelitten, meine Kraft ist erschöpft, ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr! Ach, und nicht erst jetzt, glaube mir, längst, längst. . . . Aber das wirst du ja

nie verstehen können, nie! Wenn wir miteinander weiter leben, uns in die Augen sehen, uns lieb haben sollen, wie bisher, mein kleiner Hans, dann mußt du wissen, daß, wenn ich die Geliebte deines Vaters war, ich doch weit mehr sein Weib, sein Weib in Wahrheit gewesen bin und daß ich mich im innersten Herzen dessen nicht schäme, daß ich nichts bereue, daß ich ihn über den Tod hinaus liebe und allezeit lieben werde, daß ich nur ihn geliebt habe, daß er mein Leben, mein Glück, meine Hoffnung, mein Trost, alles, alles, alles gewesen ist, was ich mein Eigen nenne, und ach so lange mir alles gewesen ist. Höre mich, mein Kind — ich spreche zu dir, als ob ich vor Gott stünde, und sage dir, daß, wenn ich auf meinem Lebenswege ihm nicht begegnet wäre, mein Dasein ohne Glück, ohne Liebe, ohne Inhalt, ohne eine einzige jener Stunden, um die zu leben es sich lohnt und die uns das Altwerden schwer machen, verflossen wäre! Ihm dank' ich alles! Er ist alles, was ich auf der Welt besessen, er und dann ihr beide, du und dein Bruder. Ohne euch drei wäre mein Leben leer, leer und öde und dunkel wie die Nacht. Ich würde nicht geliebt, nichts ersehnt, nichts erlebt, nicht einmal geweint haben, und ich habe viel geweint, mein kleiner Hans. O ja! Ich habe geweint, seit wir hier sind. Ich hatte mich ihm zu eigen gegeben mit Leib und Seele, und zehn Jahre lang ist er vor Gott, der uns füreinander geschaffen, mein Gatte gewesen und ich sein Weib. Dann — dann fühlte ich, daß er mich nicht mehr so lieb hatte. Er blieb sich gleich an Güte und Rücksicht, aber ich war ihm nicht mehr, was ich gewesen. Es war vorüber! O! Wie habe ich geweint! ... Wie elend und trügerisch ist das Leben! . . . Alles vergeht, nichts dauert. ... Und dann sind wir hierher gezogen, und ich habe ihn nicht wiedergesehen; er ist nie gekommen. ... In jedem Brief versprach er es ... ich habe ihn erwartet, täglich, stündlich, immer, immer ... er ist nicht gekommen ... und jetzt ist er tot! Aber er hat uns doch noch lieb gehabt, denn er hat ja an dich gedacht. Ich, ich werde ihn lieben bis zum letzten Atemzuge, das werde ich nie verleugnen, und ich habe dich lieb, weil du sein Kind bist; und vor dir

kann ich mich seiner nicht schämen! Begreifst du das? Ich kann es nicht! Wenn du willst, daß ich bleibe, so mußt du willig in ihm den Vater sehen, und wir müssen manchmal von ihm sprechen, und du mußt ihn ein wenig lieb haben, und wenn wir uns ansehen, müssen wir an ihn denken. Willst du das nicht, kannst du das nicht, dann muß ich gehen, mein Kind, dann können wir jetzt nicht mehr beisammen bleiben! Dir stelle ich die Entscheidung anheim!"

„Bleibe, Mutter!" erwiderte Hans innig und leise.

Sie schloß ihn in die Arme, und ihre Thränen flossen aufs neue. Dann fuhr sie, Wange an Wange geschmiegt, fort: „Ja, aber Peter? Was soll zwischen ihm und uns werden?"

„Wir werden einen Ausweg finden," flüsterte Hans. „Mit ihm zusammenleben kannst du nicht mehr."

Bei dem Gedanken an ihren Aeltesten krampfte ihr die Angst wieder das Herz zusammen.

„Nein, ich kann nicht mehr, nein, nein!"

Und sich leidenschaftlich an Hans' Brust werfend, rief sie in tiefstem Jammer: „Schütze mich vor ihm, rette mich, rette du mich, mein Kind, es muß irgend etwas geschehen ... ich weiß nicht was ... besinne dich ... rette mich!"

„Ja, Mama, ich werde Hilfe schaffen!"

„Aber auf der Stelle ... sofort ... es muß sein ... verlaß mich nicht! Ich habe solche Angst vor ihm ... solche Angst!"

„Gewiß, Mama, ich werde Mittel und Wege finden! Ich verspreche es dir!"

„O! Aber schnell, schnell! Du ahnst nicht, was in mir vorgeht, wenn ich ihn sehe!"

Dann flüsterte sie ihm ganz, ganz leise ins Ohr: „Laß mich hier bleiben, bei dir! Behalte mich!"

Er zögerte ein wenig, dachte nach und erkannte mit seinem fest in der Wirklichkeit wurzelnden, gesunden Menschenverstande sofort die Gefährlichkeit dieses Ausweges.

Allein er mußte lange Vernunft predigen, manchen Einwand widerlegen und gegen diese ins Krankhafte gesteigerte Bangigkeit triftige Gründe ins Feld führen.

„Nur heute," bat sie immer wieder, „nur diese Nacht. Morgen früh kannst du Roland sagen lassen, ich sei krank geworden."

„Das geht nicht; Peter ist nach Hause gekommen. Komm, Mütterchen, fasse nur ein wenig Mut! Ich werde alles ins reine bringen, ich verspreche es dir, gleich morgen. Um neun Uhr morgen früh bin ich bei dir. Komm, setze deinen Hut auf. Ich führe dich nach Hause."

„Ich will alles thun, was du willst," sagte sie willenlos wie ein Kind, das sich ängstigt und dankbar jede Leitung annimmt.

Sie machte einen Versuch aufzustehen, aber der Sturm war zu heftig gewesen; sie war nicht im stande, sich auf den Beinen zu halten.

Hans gab ihr Zuckerwasser zu trinken, ließ sie Riechsalz einatmen und wusch ihr die Schläfen mit Essig. Matt und gebrochen wie nach schwerer Krankheit, ließ sie alles mit sich geschehen.

Endlich fühlte sie wieder Kraft zu gehen und hing sich an seinen Arm. Als sie am Rathaus vorübergingen, schlug es drei Uhr.

An ihrer Hausthür schloß er sie wieder in die Arme, küßte sie innig und sagte: „Gute Nacht, Herzensmutter; fasse Mut!"

Mit unhörbaren, vorsichtigen Schritten ging sie in dem schweigenden Hause die Treppe hinauf, trat in ihr Schlafzimmer, kleidete sich aus und schlüpfte rasch in ihr Bett. Roland schnarchte laut.

Peter schlief nicht; er hatte sie heimkommen hören.

Achtes Kapitel.

In seine Wohnung zurückgekehrt, sank Hans müde und zerschlagen auf einen Diwan. Kummer und Sorge, die den Bruder rastlos, wie ein gehetztes Wild durch die Straßen und ans Meer hinaustrieben, wirkten auf sein trägeres

Temperament in entgegengesetzter Weise und raubten ihm den Gebrauch seiner Glieder. Er fühlte sich so schlaff, so kraftlos, daß er sich nicht von der Stelle rühren, nicht in sein Bett schleppen zu können glaubte; an Leib und Seele vernichtet und verstört, lag er müde hingestreckt da. Nicht in der Reinheit seiner Sohnesliebe, nicht in jener unbewußten Würde, die jedes stolze Herz wie eine Wolke umhüllt, fühlte er sich tödlich verwundet, wie es Peter geschehen war; er war zu Boden geworfen von einem Schicksalsschlage, der zugleich seine liebsten Wünsche und Interessen gefährdete.

Als sein Gemüt sich endlich etwas beruhigt, seine Gedanken sich gesammelt und geglättet hatten wie eine Wasserfläche, die ein Steinwurf aufgewühlt und getrübt hat, faßte er die ihm so plötzlich enthüllte Sachlage fest ins Auge. Hätte er das Geheimnis seiner Geburt auf irgend eine andre Weise erfahren, so würde er sicher tiefe Empörung und heißen Schmerz darüber empfunden haben, aber nach dem Auftritt mit seinem Bruder, nach dessen rohen, gewaltsamen Beschuldigungen, die sein ganzes Nervensystem in Aufruhr gebracht, hatte er dem erschütternden Bekenntnis seiner Mutter gegenüber nicht mehr die Kraft, sich aufzubäumen, Entrüstung zu fühlen. Das Mitleid, das er für sie empfand, war stark und mächtig genug, um alle Vorurteile, alle berechtigte, heilige Verletzbarkeit angebornen Rechts- und Moralbewußtseins zum Schweigen zu bringen, und nur eine unwiderstehliche Rührung hervorzurufen. Ueberdies war er ja nicht der Mann des Widerstandes. Er liebte es nicht, gegen irgend jemand zu kämpfen, am wenigsten gegen sich selbst; er fand sich also einfach mit der Thatsache ab, ergab sich darein und bei seinem instinktiven, aus dem innersten Wesen kommenden Ruhebedürfnis, seiner Liebe zu einem friedlichen, geregelten Dasein beschäftigte er sich ausschließlich mit den Störungen und Umwälzungen, die in seiner Umgebung entstehen und auch ihn beeinträchtigen mußten. Die Unvermeidlichkeit derselben fühlte er deutlich, und um sie abzuwenden, raffte er sich zu einem übermenschlichen Aufwand an Thatkraft und Entschlossenheit auf. Und zwar mußte alles, was geschehen sollte, am nächsten Morgen geschehen,

die Uebelstände mußten auf der Stelle beseitigt werden, denn auch er hatte zuweilen jenes gebieterische Bedürfnis des unmittelbaren Entschlusses, in welchem die Kraft der Schwachen, die dauernder Willensanstrengung nicht fähig sind, besteht. Als Jurist hatte er gelernt, verwickelte Lagen zu überblicken und zu klären, Fragen vertraulichster Art in gestörten Familienverhältnissen zu schlichten, und die nächsten Folgen des Seelenzustandes seines Bruders traten ihm mit voller Deutlichkeit vor die Seele. Unwillkürlich stellte er sich auf seinen Berufsstandpunkt und überdachte alles, was entstehen konnte und mußte, als ob es sich nach einer Katastrophe sittlicher Art um die Regelung der künftigen Lebensbeziehungen eines Klienten handelte. Daß eine fortgesetzte Berührung zwischen ihm und Peter fortan unmöglich war, stand fest. Allerdings konnte er einer solchen leicht ausweichen, indem er einfach zu Hause blieb, allein an ein Weiterleben der Mutter unter einem Dache mit ihrem älteren Sohne war ebensowenig zu denken.

Unbeweglich in die Kissen geschmiegt, dachte und sann er lange nach, entwarf und verwarf Plan auf Plan, ohne etwas finden zu können, was ihn befriedigt hätte.

Plötzlich drängte ein Gedanke sich ihm so gewaltsam auf, daß es ihm ordentlich den Atem benahm; konnte, würde ein ehrenhafter Mensch dies Vermögen, das er in Empfang genommen, behalten?

Die erste Antwort lautete: „Nein,“ und er beschloß, die Summe den Armen zuzuwenden. Es war hart für ihn, aber was hatte das zu sagen. Er würde diese Einrichtung verkaufen und arbeiten, arbeiten wie jeder mittellose Anfänger auch. Dieser männliche, gewiß nicht leichte Entschluß entflammte seine Lebenskraft; er stand auf und preßte die Stirn gegen die Fensterscheiben. Arm war er gewesen, arm sollte er von neuem sein; schließlich stirbt man ja daran nicht. Mechanisch starrte er zu den Gasflammen hinüber, die auf der andern Seite der Straße noch brannten; eine einzelne Frau, die entweder sehr spät oder sehr früh unterwegs sein mochte, ging mit raschen Schritten auf dem Trottoir vorüber; der Gedanke an Frau Rosémilly durchzuckte ihn, und

er empfand mit fast körperlichem Schmerzgefühl jene gewaltige Erregung, die unser eigner grausamer Wille in uns hervorzurufen vermag. Alle unseligen Folgen dieser Vermögensentäußerung standen in grellem Lichte vor ihm. Er mußte auf die Hand dieser Frau, auf das Glück, auf alles verzichten. War er frei, das zu thun, nachdem er ihr sein Wort verpfändet? Sie hatte ihm ihr Jawort gegeben, in der Voraussetzung, daß er ein reicher Mann sei. Daß sie ihn auch mittellos nicht abweisen würde, durfte er annehmen, aber hatte er das Recht, solches von ihr zu fordern, ihr dies Opfer aufzuerlegen? War es nicht richtig, die Nutznießung zu behalten und nur das Kapital selbst dereinst den Armen zurückzuerstatten?

In seiner Seele, wo der Egoismus es stets verstanden hatte, sich ein höchst ehrenwertes Mäntelchen umzuhängen, nahmen nun mehr oder weniger verhüllte Interessen den Kampf auf. Die Gefühlsskrupel wurden durch scharfsinnige Vernunftgründe verdrängt, traten dann wieder an die Oberfläche und erlitten abermals eine Niederlage.

Er legte sich wieder auf den Diwan; er suchte nach einem entscheidenden Grunde, einem ausschlaggebenden Vorwand, um sein natürliches Rechtsgefühl verstummen zu machen und die Ungewißheit zum Abschluß zu bringen. Schon ein paar dutzendmal hatte er die Frage so gefaßt: „Wenn ich der Sohn dieses Mannes bin, wenn ich das weiß und mich darein ergebe, ist es dann nicht selbstverständlich und naturgemäß, auch sein Erbe zu sein?“ Aber diese sophistische Weisheit reichte nicht hin, sein Gewissen zu überzeugen, das leise, aber bestimmt sein „Nein!“ wiederholte.

„Aber,“ sagte er sich dann, „wenn ich nicht der Sohn dessen bin, den ich bis heute für meinen Vater gehalten, so kann ich auch nichts mehr von ihm annehmen, weder jetzt, noch nach seinem Tode. Das wäre weder ehrenhaft, noch billig; es hieße ja meinen Bruder bestehlen.“

Diese neue Lesart enthielt viel Erhebendes und Gewissenberuhigendes, und er kehrte an seinen Platz am Fenster zurück.

„Ja,“ sagte er sich, „auf mein Familienerbteil muß ich verzichten, das muß ich Peter ungeteilt überlassen, da ich nicht der Sohn seines Vaters bin. Das ist recht [illegible]

Allein ist es dann nicht ebenso recht und billig, wenn ich meines Vaters Vermögen für mich behalte?

Mit der Erkenntnis, daß er sich Rolands Geld nicht aneignen dürfe, und dem Entschlusse, dasselbe unberührt zu lassen, begnügte er sich und gab sich drein, Marschalls Hinterlassenschaft zu behalten. Beide Erbschaften von sich zu weisen, hätte ihn ja einfach zum Bettler gemacht.

Nachdem diese heikle Frage endgültig erledigt war, trat der Gedanke an Peters Anwesenheit im Elternhause wieder in den Vordergrund. Wie ihn entfernen? Schon verzweifelte er, eine ausführbare Lösung dieser Schwierigkeit zu finden, als der scharfe Pfiff eines Dampfschiffes wie ein Wink des Schicksals vom Hafen herüberdrang und ihm einen Ausweg zeigte.

Darauf warf er sich in den Kleidern aufs Bett und versank bis zum Morgen in einen unruhigen Schlummer.

Etwas vor neun Uhr machte er sich auf den Weg, um sich zu vergewissern, daß und ob sein Plan sich ausführen lassen werde. Nachdem er einige Erkundigungen eingezogen, einige einleitende Schritte gethan, begab er sich in das Haus seiner Eltern. Die Mutter war noch nicht heruntergekommen, sondern erwartete ihn in ihrem Schlafzimmer, wo sie sich eingeschlossen hatte.

„Wenn du nicht gekommen wärest," sagte sie, „hätte ich niemals den Mut gehabt, hinunter zu gehen."

Plötzlich hörte man Vater Roland auf der Treppe rufen: „Donnerwetter! Kriegt man denn heute nichts zu essen!"

Keine Antwort erfolgte, und nun brüllte er: „Josephine, zum Henker! Was treiben Sie denn?"

Aus den Tiefen der Unterwelt erklang die Stimme der Köchin: „Da bin ich, Herr, was soll's?"

„Wo ist die Frau?"

„Die Frau ist oben mit Herrn Hans."

Nun wandte sich der Angriff nach oben und mit Donnerklang erschallte es: „Luise!"

Frau Roland öffnete eine Thürspalte und fragte: „Was willst du, Alter?"

„Essen will ich, in Kuckucks Namen!"

„*Gleich, gleich*; wir kommen auf der Stelle."

Sie ging hinunter, Hans folgte ihr.

Als er des jungen Mannes ansichtig wurde, rief Roland: „Na, da bist du schon wieder! Dir wird die Zeit wohl lang in deinem Zauberschloß?"

„Nein, Vater, aber ich mußte heute früh mit Mama etwas besprechen."

Hans streckte ihm die Hand entgegen, und als er dieselbe von den runden Fingern des alten Mannes kräftig umschlossen fühlte, überkam ihn eine seltsame Empfindung und schnürte ihm die Kehle zusammen — er hatte das Gefühl, einen Abschied zu nehmen, bei dem kein Wiedersehen zu hoffen.

„Ist Peter nicht unten?" fragte Frau Roland.

„Nein," erwiderte ihr Mann achselzuckend. „Ist seine Sache; er kommt ja immer zu spät. Sehe nicht ein, weshalb wir auf ihn warten sollen."

„Du solltest ihn holen," wandte sich die Mutter an Hans. „Es kränkt ihn, wenn man nicht auf ihn wartet."

Der junge Mann ging hinaus.

Mit der fieberhaften Entschlossenheit eines furchtsamen Menschen, der sich schlagen muß, stieg er die Treppe hinauf.

Auf sein Anklopfen rief Peter: „Herein!"

Er trat ein.

Ueber den Tisch gebeugt saß Peter und schrieb.

„Guten Morgen," sagte Hans.

Der andere stand auf.

„Guten Morgen!"

Und sie reichten sich die Hand, als ob nichts geschehen wäre.

„Du kommst nicht zum Frühstück?"

„Doch ... das heißt ... ich habe zu arbeiten."

Die Stimme des Aelteren war unsicher und sein Blick ruhte fragend und ängstlich auf dem jüngeren Bruder, als ob er von ihm hören möchte, was geschehen solle.

„Man wartet auf dich."

„Ach so ... ist denn ... ist unsre Mutter unten?"

„Ja; sie selbst schickt mich, dich zu holen."

„O dann ... dann komme ich."

Vor dem Speisezimmer zögerte er einen Augenblick, er

scheute sich, zuerst einzutreten, dann riß er die Thür hastig auf und sah Vater und Mutter einander gegenüber an dem Tische sitzen.

Ohne die Augen vom Boden zu erheben, ohne ein Wort zu sprechen, ging er erst auf die Mutter zu, beugte sich herab und bot ihr die Stirn zum Kuß. Das war seit einiger Zeit seine Gewohnheit; früher hatte er sie immer auf die Wange geküßt. Er fühlte, daß ihr Mund sich seiner Stirn näherte, eine Berührung ihrer Lippen konnte er nicht wahrnehmen, und klopfenden Herzens richtete er sich nach dieser Vorspiegelung einer Zärtlichkeit wieder auf.

„Was ist zwischen den beiden nach meinem Weggehen vorgegangen?“ fragte er sich.

Hans sagte sehr häufig „Mütterchen“, „liebe Mama“, legte zärtliche Sorgfalt an den Tag, bediente sie und war bemüht, ihr jeden Wunsch an den Augen abzusehen. Sie mochten also miteinander geweint haben, dachte Peter, aber wie sie die Lage der Dinge auffaßten, blieb ihm unklar. Hielt Hans seine Mutter für schuldig, oder seinen Bruder für ein Ungeheuer?

Von neuem überwältigte ihn die Gewissensqual, machte er sich Vorwürfe, so entsetzliche Worte gesprochen zu haben; es schnürte ihm den Hals zu und preßte ihm die Lippen zusammen; er konnte weder essen noch sprechen.

Ein übermächtiges Verlangen, dies Haus, das nicht mehr das seine war, zu verlassen, ein Drang, diese Menschen zu fliehen, an die keine Bande ihn mehr knüpften, erfüllte seine ganze Seele. Augenblicklich, in dieser Stunde hätte er fort mögen, einerlei wohin, nur fort. Er fühlte, daß alles aus war, daß er nicht mehr in ihrer Nähe leben konnte, daß er schon durch seine bloße Gegenwart sie quälen und martern würde, selbst wenn er absichtliches Wehethun vermeiden wollte, und daß ihre Nähe ihm unerträglich, peinlich war und bleiben würde.

Hans führte ein lebhaftes Gespräch mit Roland. Peter merkte nicht auf, hörte nicht, wovon die Rede war, erst als er nach einiger Zeit im Tone seines Bruders eine gewisse Absichtlichkeit wahrzunehmen glaubte, gab er sich die Mühe, den Sinn der Worte zu verstehen.

„*Es wird offenbar,*“ sagte Hans, „das schönste Schiff

ihrer Flotte sein. Man spricht von sechstausendfünfhundert Tonnen. Im nächsten Monat wird es seine erste Fahrt machen."

Roland legte sein Erstaunen an den Tag.

„Schon! Ich hätte nicht gedacht, daß es dieses Jahr überhaupt schon auslaufen könnte."

„Doch, Vater; man hat die Arbeiten ungeheuer beschleunigt, um vor Herbst die erste Ueberfahrt machen zu können. Ich bin heute früh am Büreau der Gesellschaft vorübergegangen und habe mit einem von den Administratoren gesprochen."

„Wahrhaftig? Mit welchem denn?"

„Mit Herrn Marchand, dem speziellen Freund des Vorsitzenden ihres Verwaltungsrates."

„Wirklich? Du kennst ihn also?"

„Ja. Ueberdies hatte ich ihn um einen kleinen Dienst zu bitten."

„So. Aber nicht wahr, dann wirst du mir die Erlaubnis verschaffen, die ‚Lothringen' ganz genau zu besichtigen, sobald er von der Reede in den Hafen eingelaufen?"

„Gewiß, nichts leichter als das!"

Hans zögerte; er schien nach einer passenden Einleitung zu suchen, nach einem Uebergang zu dem, was er eigentlich auf dem Herzen hatte.

„Ich muß sagen," fuhr er fort, „das Leben auf solch einem großen Transatlanter ist höchst annehmbar. Mehr als die Hälfte jeden Monats bringt man auf festem Lande zu und zwar in zwei Städten, die wahrhaft nicht zu verachten sind: New York und Havre, und die übrige Zeit schwimmt man in liebenswürdiger Gesellschaft auf hoher See und knüpft unter den Passagieren Bekanntschaften an, die sehr häufig nicht nur angenehm, sondern im höchsten Grad nützlich und förderlich für die Zukunft sind. Wenn man bedenkt, daß solch ein Kapitän mit dem, was er an den Kohlen profitiert, sich mit Leichtigkeit auf fünfundzwanzigtausend Franken im Jahr, wenn nicht mehr, stellt . . ."

Roland warf „Potz Blitz" dazwischen, was, durch ein Lippenschnalzen verstärkt, den Ausdruck seiner ganz besondern Hochachtung für diese Summe und diesen Kapitän enthielt,

und Hans berichtete weiter: „Der Kommissär an Bord kann es bis auf zehntausend bringen und der Schiffsarzt hat fünftausend Franken festen Gehalt, dabei Wohnung, Kost, Beleuchtung, Heizung, Bedienung ꝛc. ꝛc. Das beläuft sich natürlich mindestens auch auf zehntausend, was immerhin eine anständige Summe ist.“

Peter, welcher längst die Augen aufgeschlagen hatte, begegnete dem Blick seines Bruders, und sie verstanden sich.

Nach einigem Zögern fragte er: „Ist es sehr schwierig, eine solche Schiffsarztstellung auf einem Transatlanter zu bekommen?“

„Ja und nein. Es kommt da alles auf die Verhältnisse an, und ob man Verbindungen und Empfehlungen hat.“

Ein längeres Schweigen folgte, dann nahm der Doktor das Gespräch wieder auf: „Im nächsten Monat läuft die ‚Lothringen‘ aus?“

„Ja, am siebenten.“

Wieder schwiegen alle.

Peter überlegte. Kein Zweifel, daß, wenn er sich als Arzt auf diesem Dampfer einschiffen könnte, für jetzt jede Schwierigkeit gelöst wäre. Später konnte man ja dann weiter sehen; vielleicht würde er nicht für immer auf dem Boot bleiben. Einstweilen aber konnte er sich auf diese Weise eine Existenz schaffen, ohne seine Familie in Anspruch zu nehmen, und das war viel wert. Vorgestern hatte er sich gezwungen gesehen, seine Uhr zu verkaufen, denn jetzt konnte er sich natürlich nicht mehr an die mütterliche Hilfe wenden und sich ein Geldstück in die Hand stecken lassen. Andre Hilfsquellen aber hatte er nicht, notgedrungen mußte er das Brot dieses für ihn unleidlich gewordenen Hauses essen und unter diesem Dach schlafen, das ihn zu erdrücken drohte. Etwas unsicher und zaudernd sagte er nach einer Weile: „Ich würde mit Vergnügen dies Reiseleben unternehmen, wenn ich eine solche Stelle erhalten könnte.“

„Und weshalb sollst du das nicht können?“ fragte Hans.

„Weil ich kein Mitglied der Transatlantischen Gesellschaft kenne.“

Vater Roland sah äußerst verblüfft drein.

„Und all deine schönen Pläne, dir hier eine glänzende Praxis zu gründen, was wird denn aus denen?“ sagte er.

„Es gibt entscheidende Stunden im Leben,“ erwiderte Peter mit gepreßter Stimme, „in denen es gilt, alles zu opfern und den liebsten Hoffnungen zu entsagen. Ueberdies sollte mir dies nur ein Anfangsposten sein und die Möglichkeit gewähren, mir ein paar tausend Franken für eine spätere Etablierung zu erwerben.“

Der Vater war auf der Stelle überzeugt und für den Plan gewonnen.

„Was das betrifft, hast du ganz recht. In zwei Jahren kannst du sechs- oder siebentausend Franken zurücklegen, die dir dann, wenn du sie praktisch zu verwenden weißt, weit helfen. Was hältst du davon, Luise?“

„Ich glaube auch, daß Peter recht hat,“ sagte sie so leise, daß man Mühe hatte, die Worte zu verstehen.

„Da werde ich doch sofort mit Herrn Poulin sprechen,“ rief Roland, „ist ja ein ganz genauer Bekannter von mir! Er ist beim Handelsgericht und hat immer viel mit den Angelegenheiten der Gesellschaft zu thun. An Herrn Lenient, den Reeder, kann ich mich ebenfalls wenden, der ist mit dem Vizepräsidenten sehr befreundet.“

„Ist es dir lieb, wenn ich heute noch Herrn Marchand ein wenig aushorche?“ fragte Hans seinen Bruder.

„Gewiß, das würde mir sehr lieb sein.“

Nach kurzer Ueberlegung setzte der Doktor hinzu: „Das Beste wäre wohl, an die Professoren der medizinischen Fakultät in Paris zu schreiben, an meine Lehrer, die große Stücke von mir hielten. So häufig drängen sich höchst mittelmäßige Leute auf diese Schiffe. Wenn Mas-Roussel, Rémusot, Flache und Borriquel mich warm empfehlen, so nützt das mehr als alle zweifelhaften Gefälligkeiten andrer Leute und bringt die Geschichte sofort zur Entscheidung. Wenn dein Freund, dieser Herr Marchand, dann dem Verwaltungsrat ihre Briefe vorlegen will, so ist alles im reinen.“

Hans billigte dies Vorhaben höchlichst. „Ein ganz vortrefflicher Gedanke, ganz ausgezeichnet!“

Und dabei lächelte er beruhigt, fast vergnüglich, und [illegible]

felte keinen Augenblick am Erfolg seines Unternehmens. Er war nicht im stande, Sorge und Kummer lang festzuhalten.

„Du schreibst doch heute noch, nicht wahr?“ sagte er.

„Auf der Stelle. Ich gehe gleich hinauf. Kaffee mag ich ohnehin nicht trinken, ich bin zu nervös diesen Morgen.“

Er stand auf und ging.

„Und du, Mama, was hast du vor?“ fragte Hans, sich an die Mutter wendend.

„Nichts ... ich wüßte nichts.“

„Willst du mit mir zu Frau Rosémilly kommen?“

„Allerdings ... aber ... he, gewiß.“

„Du weißt, es ist unumgänglich nötig, daß ich jetzt hingehe.“

„Ja ... ja wohl ... das ist wahr.“

„Weshalb ist denn das so unumgänglich nötig?“ mischte sich Vater Roland ins Gespräch; er war übrigens daran gewöhnt, daß man in seiner Gegenwart von Dingen sprach, von denen er nichts wußte.

„Weil ich es ihr versprochen habe.“

„So, ja dann ist es etwas andres. Dann mußt du freilich hin.“

Und während Mutter und Sohn die Treppe hinaufstiegen, um sich zum Ausgehen fertig zu machen, stopfte er gemächlich seine Pfeife.

In der Straße angelangt, fragte Hans: „Soll ich dich führen, Mama?“

Das geschah in der Regel nicht; sie pflegten sonst einfach nebeneinander herzugehen; heute nahm sie seinen Arm an und stützte sich auf ihn.

Eine Zeitlang sprach keins von beiden; dann sagte Hans: „Du siehst, Mama, daß Peter sich ganz willig von uns trennt.“

„Der arme Junge!“

„Weshalb arm? Er wird nichts weniger als unglücklich sein auf der ‚Lothringen‘!“

„Nein, das weiß ich wohl. Ich denke dabei an so vieles.“

Das Haupt gesenkt, regelrecht mit dem Sohn Schritt haltend, ging sie eine Weile in tiefes Sinnen verloren weiter. *Dann sagte* sie in dem eigentümlichen Ton, in dem wir zu-

weilen einen langen, unausgesprochenen Gedankengang zum Abschluß bringen: „Ein häßlich Ding, das Leben! Bringt es uns einmal ein Stückchen Seligkeit, so wird es zur Schuld, sie zu genießen, und wir müssen es hinterdrein teuer bezahlen.“

„Sprich nicht mehr davon. Mama!“ bat er sehr leise.

„Wie sollte ich nicht? Ich denke ja doch unaufhörlich daran.“

„Du wirst vergessen lernen.“

Sie schwieg wieder, dann sprach sie mit einem langen, glühenden Blick: „Ach! Wie glücklich hätte ich werden können, wenn ich eines andern Mannes Frau gewesen wäre!“

Sie befand sich jetzt in höchster Erbitterung gegen Roland; seine Häßlichkeit und Geistlosigkeit, Ungeschicktheit, Schwerfälligkeit an Körper und Geist, die Gewöhnlichkeit seiner Erscheinung und seines Wesens machte sie für ihre Schuld und für ihr Unglück verantwortlich. Daß sie ihn betrogen, lag nur an seiner Niedrigkeit, daß sie einen ihrer Söhne an Gott und Menschen verzweifeln machte und dem andern das schmerzlichste Bekenntnis hatte ablegen müssen, an dem so ein Mutterherz verblutet, dafür klagte sie ihn an.

„Es ist so abscheulich, wenn ein junges Mädchen die Frau eines solchen Mannes werden muß,“ flüsterte sie vor sich hin. Hans machte keine Bemerkung. Er dachte an den, für dessen Sohn er sich bisher gehalten, und möglicherweise mochten das unbestimmte Gefühl von der Mittelmäßigkeit dieses Mannes, der spöttische, höhnische Ton, in welchem der Bruder immer mit demselben verkehrte, die wegwerfende Gleichgültigkeit aller, bis auf die verächtliche Miene, mit welcher die Köchin Roland behandelte, das Ihrige dazu beitragen, ihn das Geständnis der Mutter mit Fassung tragen zu lassen. Es ward ihm dadurch weniger schwer, in einem andern seinen Vater zu finden, und wenn nach der weichen Stimmung von gestern abend kein Rückschlag erfolgte, Empörung, Zorn, Auflehnung nicht, wie Frau Roland gefürchtet hatte, die Oberhand gewonnen hatten, so mochte das zum guten Teil darin liegen, daß er unbewußt schon längst darunter gelitten hatte, sich als Kind dieses gutmütigen, schwerfälligen Tölpels zu fühlen.

Sie waren an Frau Rosémillys Haus angelangt.

Dieselbe bewohnte am Wege nach Saint-Adresse den zweiten Stock eines großen, ihr gehörigen Wohnhauses, von dessen Fenstern aus man die ganze Reede von Havre vor sich hatte.

Als Frau Roland, ihrem Sohn vorangehend, eintrat, streckte die junge Witwe ihr nicht wie sonst die Hände entgegen, sondern eilte mit ausgebreiteten Armen auf sie zu und küßte sie, den Zweck ihres Kommens erratend, aufs herzlichste.

Die Salonmöbel aus gepreßtem Plüsch steckten stets in Ueberzügen. An den mit geblümten Tapeten bekleideten Wänden hingen vier von dem ersten Gatten angeschaffte Stahlstiche, welche sentimentale Scenen aus dem Leben des Seemannes darstellten. Auf dem ersten derselben sah man eine Fischersfrau an der Küste eifrig mit ihrem Tuch winken, während das Segel, das ihren Mann entführt, schon am fernen Horizont verschwindet. Auch das zweite Bild zeigte die nämliche Küste und die nämliche Frau, die aber diesmal, auf den Knieen liegend und die Hände ringend, hinausblickt und unter einem Gewitterhimmel auf einer wild erregten See mit höchst unwahrscheinlichen Wellen nach dem Boot späht, mit dem der Gatte wohl untergehen wird.

Die beiden andern Stiche stellten ganz ähnliche Scenen dar, nur um eine gesellschaftliche Oktave höher.

Eine junge, blonde Frau lehnt auf dem Verdeck eines großen Passagierdampfers an der Brüstung und blickt thränenumflorten Auges voll Abschiedsweh nach der mehr und mehr entschwindenden Küste zurück.

Wen hat sie dort zurückgelassen?

Dann liegt die nämliche junge Frau ohnmächtig in einem Lehnstuhl, durch das weitgeöffnete Fenster erblickt man das Meer; ein Brief ist ihrer Hand entglitten und liegt auf dem Boden.

Er ist also tot — welche Schreckenskunde!

In der Regel waren die Besucher von diesen außerordentlich leicht verständlichen, poetischen Schildereien gerührt, von der Alltagstraurigkeit des Gegenstandes gefesselt. Man *bedurfte keiner* Erläuterungen, keines Nachdenkens, und man

bemitleidete die armen Frauen, wenn man auch bei der höher Gestellten nicht so genau wissen konnte, weshalb; ja, daß dies zweifelhaft blieb, gab dann Gelegenheit zu allerhand Vermutungen und Träumereien, und meist wurde angenommen, daß sie ihren Verlobten verloren habe! Sobald man das Zimmer betrat, wurde das Auge unwiderstehlich auf diese vier Darstellungen hingelenkt und wie durch eine Art von magnetischer Kraft dabei festgehalten. Man richtete wohl den Blick auf irgend etwas andres, aber nur, um sofort wieder zu den Bildern zurückzukehren und den vierfachen Ausdruck der beiden Frauen zu studieren, die sich wie Schwestern glichen. Von der glatten, peinlich sorgfältigen, säuberlichen Behandlung des Stiches, wie von den glänzenden, staublosen Rahmen übertrug sich der Stempel von Reinlichkeit und Rechtlichkeit auf die ganze Umgebung und fand auch in der übrigen Einrichtung seinen Ausdruck.

In unveränderlicher Ordnung und Regelmäßigkeit standen die Stühle teils an der Wand, teils um den ovalen Salontisch. Die Falten der tadellos weißen Gardinen waren so korrekt, gleichmäßig und kerzengerade, daß man wirklich in Versuchung kam, sie ein wenig zu zerknüllen, und nie trübte ein Stäubchen die Glasglocke, unter der die goldne Standuhr im Empirestil, eine von dem knieenden Atlas getragene Weltkugel vorstellend, wie eine Zimmermelone zu reifen schien.

Die beiden Frauen brachten, indem sie sich setzten, ihre Stühle ein wenig aus der gewohnten, ordnungsmäßigen Linie.

„Sie sind heute nicht ausgegangen?“ fragte Frau Roland.

„Nein; ehrlich gestanden, bin ich ein wenig müde,“ erwiderte die junge Witwe und zählte nun, gleichsam um Hans und seiner Mutter für das Vergnügen des gestrigen Ausfluges zu danken, auf, wie viele Freude ihr derselbe gemacht habe.

„Und Sie müssen wissen, daß ich meine Krebse heute früh verspeist habe, und daß sie ganz vortrefflich gewesen sind. Wenn Sie Lust hätten, könnten wir bald wieder solch eine Partie unternehmen ...“

„Ehe wir eine zweite planen,“ fiel ihr der junge Mann ins Wort, „sollten wir die erste zum Abschluß bringen, meinen Sie nicht auch?“

„Wieso? Ich dächte, die wäre zu Ende?“

„O, gnädige Frau! Auch ich habe gestern in den Felsen von Saint-Jouin einen Fang gethan, und auch ich möchte denselben in meinem Haus in Sicherheit bringen.“

Sie setzte eine kleine, schelmische Unschuldsmiene auf.

„Sie? Ja, was denn? Was haben Sie denn da aufgegabelt?“

„Eine Frau! Und Mama und ich sind hier, um diese Frau zu fragen, ob sie über Nacht nicht andern Sinnes geworden.“

„Nein, mein Herr,“ versetzte sie lächelnd. „Andern Sinnes zu werden, ist eben nicht meine Art.“

Darauf streckte er ihr die weitgeöffnete Hand hin, und sie legte die ihrige rasch und entschlossen hinein.

„So bald als möglich, nicht wahr?“ sagte er bittend.

„Wann Sie wollen.“

„In sechs Wochen?“

„Ich habe keine eigne Meinung. Wie denkt meine künftige Schwiegermama darüber?“

Frau Roland erwiderte mit einem Lächeln, das etwas wehmütig ausfiel: „O, ich! Ich bin mit allem einverstanden und danke Ihnen nur von ganzem Herzen, daß Sie meinem kleinen Hans ein wenig gut sind. Ich weiß, daß sie ihn sehr glücklich machen werden.“

„So gut ich es eben vermag, liebe Mutter.“

Zum erstenmal kam etwas wie Rührung über Frau Rosémilly, sie stand auf, schlang beide Arme um Frau Roland und küßte sie lang und herzlich wie ein Kind, und bei dieser ihr so neuen Liebkosung schwoll das wunde Herz der armen Frau von mächtiger Empfindung. Einen Namen hätte sie ihrem Gefühl schwerlich geben können, es war unsäglich traurig und wohlthuend zugleich. Sie hatte einen Sohn, einen erwachsenen Sohn verloren und nun ersetzte man ihr den Verlust durch eine Tochter.

Als beide auf ihre Plätze zurückgekehrt waren, hielten sie sich an der Hand fest, sahen sich herzlich in die Augen und lächelten; Hans schien fast vergessen zu sein.

Dann aber folgte eine eingehende Besprechung der hunderterlei großen und kleinen Dinge, welche für die nahe

bevorstehende Hochzeit zu beschaffen und zu bedenken waren, und als schließlich alles durchgesprochen und abgemacht war, fragte Frau Rosémilly, sich plötzlich einer bisher übersehenen Kleinigkeit erinnernd: „Sie haben doch Papa Roland um seine Einwilligung gebeten?“

Mutter und Sohn stieg die dunkle Röte ins Gesicht. Die Mutter übernahm die Antwort.

„O nein! Das ist ganz überflüssig.“

Sie zögerte ein wenig und setzte, eine eingehendere Erklärung dieses Umstandes doch für nötig erachtend, hinzu: „Wir besprechen nie etwas mit ihm; es genügt, ihm nachher mitzuteilen, was wir beschlossen haben.“

Frau Rosémilly, für welche diese Mitteilung durchaus nichts Ueberraschendes hatte, lächelte freundlich; sie fand dieses Verfahren selbstverständlich; der Biedermann zählte ja nicht.

„Könnten wir nicht in deine Wohnung gehen?“ meinte Frau Roland, als sie mit dem Sohn wieder auf der Straße war. „Ich möchte gern ein wenig ausruhen.“

Sie fühlte sich obdachlos, heimatlos, denn vor ihrem eignen Hause empfand sie ein Grauen.

Die Richtung nach dem Boulevard wurde eingeschlagen.

Als die Thür sich dort hinter ihnen geschlossen, atmete Frau Roland tief auf, wie wenn dieses Schloß alle Gefahren von ihr abhielte, dann machte sie sich, statt auszuruhen, wie sie gesagt, sofort daran, Schränke und Schubladen zu öffnen, die hoch aufgeschichtete Wäsche nachzuzählen und sich von dem Vorhandensein sämtlicher Taschentücher und Socken zu überzeugen. Die bisherige Ordnung der Dinge wurde wieder umgestoßen und noch ratsamere, dem Auge der Hausfrau wohlgefälligere Einrichtungen getroffen, und als endlich alles nach ihrem Geschmack eingeteilt und eingereiht war, Servietten, Handtücher, Hemden und Unterhosen schnurgerade in dem ihnen gehörigen Fach lagen, die Wäsche in drei große Abteilungen der Leib-, Haus- und Tischwäsche verteilt war, trat sie ein paar Schritte zurück, um ihr Werk prüfend zu überblicken.

„Komm, Hans, und sieh, wie hübsch das ist,“ sagte sie.

Ihr zu Gefallen stand er sofort auf und sprach seine gebührende Bewunderung aus.

Nachdem er sich wieder gesetzt, trat sie plötzlich mit leisen, leichten Schritten hinter seinen Lehnstuhl, und den rechten Arm um seinen Hals schlingend, küßte sie ihn innig, und stellte mit der linken Hand einen in weißes Papier eingeschlagenen Gegenstand, den sie verborgen gehalten, ihm gegenüber auf den Kamin.

„Was ist denn das?“ fragte er.

Da keine Antwort erfolgte und er die Form des Rahmens erkannte, erriet er, was es war.

„Gib her,“ sagte er.

Sie that, als ob sie ihn nicht verstanden hätte, und kehrte zu ihren Schränken zurück. Er stand auf, nahm die wehmütige Reliquie rasch zur Hand, ging, das Zimmer durchschreitend, nach seinem Schreibtisch und legte das Bild in ein doppelt verschlossenes Fach; die Mutter wischte sich mit der Fingerspitze eine Thräne aus der Wimper und sagte dann mit etwas heiserer, unsicherer Stimme: „Ich will ein bißchen nachsehen, wie das Mädchen ihre Küche hält. Sie ist ausgegangen und da kann ich ungestört inspizieren.“

Neuntes Kapitel.

Die in den schmeichelhaftesten Ausdrücken gehaltenen Empfehlungsbriefe der Professoren Mas-Roussel, Rémusot, Flache und Borriquel für ihren Schüler, den Doktor Peter Roland, waren durch Herrn Marchand dem Verwaltungsrate der Transatlantischen Gesellschaft vorgelegt und von den Herren Poulin, Beisitzendem der Handelskammer, Lenient, einem bedeutenden Reeder, und Marival, stellvertretendem Bürgermeister, einem intimen Freund von Kapitän Beausire, befürwortet worden.

Es stellte sich heraus, daß noch kein Arzt für die „Lothringen“ in Aussicht genommen war, und Peter hatte das Glück, nach wenigen Tagen seine Ernennung zu erhalten.

Das Blatt Papier, welches die Entscheidung brachte, wurde ihm eines Morgens, als er eben mit dem Anziehen *fertig* geworden, vom Dienstmädchen übergeben.

Seine erste Empfindung war die eines zum Tode Verurteilten, der die Begnadigung erhält, und die Gewißheit, daß er abreisen werde, die Aussicht auf dies ruhige, gleichmäßige Leben auf den ewig wechselnden, fliehenden, schäumenden Wellen machte ihm schon heute seinen Zustand erträglicher, linderte sein Elend.

Als ein stummer, zurückhaltender, fremder Gast lebte er jetzt im Vaterhause. Seit jenem Abend, da er sich das fürchterliche Geheimnis seinem Bruder gegenüber hatte entschlüpfen lassen, fühlte er jedes Band zwischen sich und den Seinigen zerschnitten. Daß er Hans zum Mitwisser gemacht, die schwere Last auch ihm auf die Seele gewälzt, machte er sich selbst zum bittern Vorwurf; er nannte sich hassenswürdig, bösartig, unrein und schlecht, und doch empfand er es wieder tröstlich, daß er sich mitgeteilt.

Jetzt begegnete er nie mehr dem Blick weder der Mutter noch des Bruders. Beider Augen hatten eine erstaunliche Fertigkeit im Ausweichen gewonnen und Kriegslisten gelernt, um jede Berührung mit dem Feind zu vermeiden. Unablässig fragte sich Peter: „Was hat sie ihm sagen können? Hat sie geleugnet oder gestanden? Woran glaubt mein Bruder? Was denkt er von ihr, was denkt er von mir? Nirgends zeigte sich eine Möglichkeit, Aufklärung darüber zu erlangen, und das erbitterte ihn noch weit mehr. Uebrigens sprach er mit beiden höchstens in Rolands Gegenwart, vor welchem natürlich alles Auffällige vermieden werden mußte.

Nachdem er den Brief, welcher ihm seine Ernennung verkündigte, in Empfang genommen, machte er seiner Familie sofort Mitteilung von dem Geschehenen. Der Vater, der jede Gelegenheit, sich zu freuen, mit Eifer ergriff, klatschte in die Hände. Hans sagte, innerlich frohlockend, im ernstesten Ton: „Ich beglückwünsche dich aufrichtig, um so mehr, als ich weiß, wie viele Bewerber da waren. Jedenfalls dankst du diesen Erfolg deinen Lehrern.“

Das Haupt gesenkt, flüsterte die Mutter fast unhörbar: „Ich freue mich sehr, daß du dein Ziel erreicht.“

Nach Tisch begab Peter sich auf das Büreau der Gesellschaft, um sich dort über mancherlei zu unterrichten, und

erfragte auch den Namen des Arztes, der mit der morgen auslaufenden „Picardie“ reisen sollte, denn er gedachte sich bei ihm nach manchen Einzelheiten des neuen Lebens und den Eigentümlichkeiten desselben zu erkundigen.

Da Doktor Pirette sich schon an Bord befand, suchte er ihn auf dem Schiff auf und wurde in einer kleinen Kabine von einem jungen Mann mit blondem Bart, der große Aehnlichkeit mit seinem Bruder hatte, empfangen. Sie plauderten lange miteinander.

In der hallenden Tiefe des ungeheuren Schiffes vernahm man das verworrene Getöse emsiger und mannigfacher Hantierung: das Poltern der Güter, die im Raum verstaut wurden, den Schall von Schritten, Stimmengewirr, das Rasseln der Dampfkrahnen, die Pfiffe der Bootsleute und das Klirren der Ketten, die mit heiserem Ton von dem Dampfhauch der Maschine, der aus dem Innern drang und von Zeit zu Zeit den ganzen Riesenleib erbeben machte, auf und ab gehaspelt wurden.

Als Peter sich von seinem Kollegen verabschiedet hatte und wieder auf festem Land war, befiel ihn eine bisher nicht gekannte Traurigkeit, die auf ihn niedersank und ihn umhüllte, wie einer jener Nebel, die vom Ende der Welt her übers Meer gezogen kommen und in ihrem ungreifbaren und doch undurchdringlichen Dunst etwas Unheimliches, Unreines, wie der Pesthauch ferner, lebensfeindlicher Gestade mit sich führen.

Auch in den Stunden wilder Verzweiflung, tiefster Schmerzen hatte er sich nie so im Elend ersticken, versinken gefühlt. Nun hielt ihn gar nichts mehr, nun war jedes Band in Fetzen gerissen. Als er alles, was an Zärtlichkeit und Liebe in seinem Herzen gewesen, mit rauher Hand entwurzelt, hatte er doch wenigstens dies erbärmliche Gefühl, ein herrenloser, verlaufener Hund zu sein, das ihn jetzt beschlich, nicht gehabt.

Das war keine innere Qual, kein sittlicher Schmerz mehr, es war der Jammer des obdachlos gewordenen Tieres, die körperliche Angst der vertriebenen, heimatlosen Kreatur, die nicht hat, wo sie ihr Haupt niederlege, die *sich dem* Regen, dem Wind, dem Blitz und allen rohen

Gewalten der Natur preisgegeben fühlt. Als er den Fuß auf dieses schwimmende Gebäude gesetzt, dieses wellengeschaukelte, enge Kämmerchen betreten, hatte sich die innerste Natur des Landmenschen, der seiner Lebtage in einem unbeweglich feststehenden, ruhigen Bett geschlafen, gegen die Unsicherheit, die nun künftig sein Lebenselement bilden sollte, mächtig aufgelehnt. Bis heute hatten Fleisch und Blut sich geborgen gefühlt hinter der festen, tief in der Erde ruhenden Mauer, durch die Gewißheit, an derselben Stelle, wo sie sich zur Ruhe gelegt, wieder zu erwachen, unter einem Dach, das Wind und Wetter schützend abhält; jetzt sollten all die Stürme, die Hitze wie die Kälte, denen man im behaglichen Heim freudig Trotz bietet, den Schutzlosen treffen, ihn in einer oder der andern Weise unaufhörlich quälen.

Statt des Bodens, den er heute noch unter seinen Füßen fühlte, sollte er auf dieses rollende, grollende, alles verschlingende Meer angewiesen sein; statt der Straßen, der Gärten, in denen man sich verlieren, sich müde laufen, spazieren gehen kann, nichts als ein paar Meter lange Bretter, auf welchen man mit andern Gefangenen wie ein Verurteilter hin und her geht. Keinen Baum, keine Blume, keine Straße, kein Haus, nichts als Wolken und Wellen. Tag für Tag das Fahrzeug unter sich schwanken fühlen, sich beim Sturm an die Bretterwand lehnen, sich an die Thüren klammern, sich am schmalen Bettrand krampfhaft festhalten, um nicht zu Boden geschleudert zu werden, und an ruhigen Tagen nichts vernehmen, als die keuchende Drehung der Schrauben, und das Boot, das uns trägt, immer dahin eilen zu fühlen in unaufhörlicher, gleichmäßiger, zur Verzweiflung treibender Schnelligkeit.

Und zu diesem Dasein eines Galeerensträflings war er verdammt, einzig und allein, weil seine Mutter der Leidenschaft eines Mannes nicht Widerstand zu leisten vermocht hatte.

Fast zusammenbrechend unter dem Weh, das den Auswanderer, der sein Vaterland für immer zu verlassen gedenkt, so häufig übermannt, schritt er dahin.

Jetzt hatte er nicht mehr jene hochmütige Menschenverachtung, den wegwerfenden Abscheu vor den unbekannten

Leuten, die an ihm vorübergingen, nein, jetzt empfand er ein schmerzliches Verlangen, mit ihnen zu sprechen, ihnen zu sagen, daß er Frankreich verlassen werde, ein bißchen Trost und Teilnahme von ihnen zu empfangen. Im innersten Herzen fühlte er sich wie ein Bettler, der verschämt die Hand nach einer kleinen Gabe ausstreckt; scheu und doch so mächtig lebte in ihm das Bedürfnis nach einem Menschen, dem sein Gehen weh thäte.

Da fiel ihm Marowsko ein. Ja, der alte Pole war der einzige, der ihn lieb genug hatte, um einen wahren, heißen Schmerz darüber zu empfinden, und der Doktor entschloß sich, sofort seine Schritte dahin zu lenken.

Als er das Lädchen betrat, schreckte der alte Apotheker, der eben in einem Marmormörser irgend einen Stoff zu Pulver zerrieb, ein wenig zusammen und eilte ihm, die Arbeit im Stich lassend, entgegen.

„Man sieht Sie ja gar nicht mehr?“ sagte er vorwurfsvoll.

Der junge Mann setzte ihm, ohne vorerst den wichtigen Beweggrund dafür anzugeben, auseinander, daß er viele Besorgungen, Gänge, Besuche und so weiter zu machen gehabt, und fragte dann: „Nun und wie geht das Geschäft?“

Ach! Das Geschäft ging recht erbärmlich; die Konkurrenz war zu groß und der Kranken gab es in dem Arbeiterviertel wenige und nur arme. Die billigen Hausmittel waren das einzige, was man in größerer Menge umsetzte, und keinem Arzte kam es in den Sinn, eine jener komplizierten, schwer herzustellenden Arzneien zu verordnen, an welchen der Apotheker seine fünfhundert Prozent verdient.

„Wenn das Ding noch drei Monate lang so fortgeht,“ schloß der kleine Mann seinen Bericht, „so kann ich die Bude zuschließen. Wenn ich nicht auf Sie noch hoffte, mein guter Doktor, so hätte ich mich schon längst aufs Stiefelputzen verlegt.“

Peter fühlte sein Herz sich zusammenziehen und beschloß, den Schlag, den er dem Alten versetzen mußte, lieber ohne Zögern, mit rascher Hand zu führen.

„Ja, auf mich ... auf mich dürfen Sie nicht rechnen;

ich kann Ihnen in keiner Weise mehr behilflich sein. Anfangs nächsten Monats verlasse ich Havre."

Marowsko riß in der Aufregung seine Brille von der Nase.

„Sie ... Sie ... was reden Sie denn nur?" stammelte er.

„Ich sage Ihnen, daß ich fortgehe, armer Freund!"

Als er seine letzte Hoffnung in nichts zerrinnen sehen mußte, blieb der Pole wie in den Boden gewurzelt stehen, und es bemächtigte sich seiner eine Empörung gegen diesen Menschen, dem er gefolgt war, an den er sein Herz gehängt, in den er so unbeschränktes Vertrauen gesetzt und der ihn jetzt kaltblütig im Stich ließ.

„Sie werden mich also auch verraten, auch verlassen, Sie ... Sie?" stieß er undeutlich hervor.

Peter ward es so weich ums Herz, daß er den Alten am liebsten um den Hals gefallen wäre.

„Ich verrate Sie wahrhaftig nicht! Ich habe die Verhältnisse für eine Niederlassung hier ungünstig gefunden und habe eine Stellung als Schiffsarzt angenommen."

„O, Herr Peter! Sie hatten mir so fest versprochen, mir zu meinem Auskommen zu verhelfen!"

„Ja, was soll ich Ihnen da sagen? Ich muß für mein eignes Auskommen in erster Linie sorgen und habe keinen Heller Vermögen."

„Was Sie da thun, ist schlimm, sehr schlimm," wiederholte Marowsko. „Nun kann ich ganz getrost Hungers sterben. In meinem Alter bleibt einem keine andre Aussicht. Das ist schlimm. Sie lassen einen armen, alten Kerl, der Ihnen nachgezogen ist, im Elend sitzen. Das ist unrecht, sehr unrecht."

Peter wollte ihm seine Gründe darlegen, ihm beweisen, daß er nicht anders handeln konnte, seine Vorwürfe widerlegen, aber der alte Pole war zu empört über diese Fahnenflucht, als welche er die Sache ansah, und sagte schließlich, jedenfalls mit einer Anspielung auf politische Ereignisse: „Ihr Franzosen seid alle miteinander Wortbrüchige."

Nun war Peter seinerseits auch verletzt, stand auf und sagte etwas von oben herunter: „Sie sind ungerecht, Vater Marowsko. Sie sollten begreifen, daß ich mich zu dem

Schritt, den ich thue, ohne triftige Gründe nicht entschlossen haben würde. Auf Wiedersehen. Ich hoffe, Sie sind ein andermal vernünftiger."

Damit ging er.

„Nun also," dachte er bei sich, „es gibt eben keine Menschenseele, der mein Gehen aufrichtig leid thäte."

Im Gedanken ließ er alle, die er kannte und die ihn gekannt, an sich vorbeiziehen, und in der ansehnlichen Reihe von Gesichtern tauchte plötzlich das lachende des Schenkmädchens, das ihm zuerst die Mutter verdächtigt, vor ihm auf.

Er schwankte ein wenig, trug er doch seither unwillkürlich etwas wie Groll gegen sie in sich; dann seine Bedenken über den Haufen werfend, sagte er sich: „Nun, schließlich hat sie ja ganz recht gehabt," und er blickte sich um, den Weg nach dieser Richtung suchend.

Das Bierhaus war zufällig heute dicht besetzt und natürlich nicht minder dicht in Tabaksqualm gehüllt. Die Gäste, Bürgersleute und Arbeiter, denn es war ein Feiertag, schwatzten, lachten und schrieen, und der Wirt trippelte, in Person bedienend, geschäftig von Tisch zu Tisch, mit leeren Gläsern davoneilend und mit vollen, hochschäumenden zurückkehrend.

Als Peter in der Nähe der Kasse ein Plätzchen gefunden hatte, blieb er in der Erwartung, daß das Mädchen ihn schon bemerken und erkennen werde, ruhig sitzen.

Allein sie kam und ging, eilte mit zierlichen Schritten und einem anmutigen Schwenken der Arme unaufhörlich hin und her, warf aber nicht einen Blick auf ihn.

Endlich pochte er mit einer Silbermünze auf den Tisch. Sie flog herbei.

„Was gefällig, mein Herr?"

Sie sah ihn nicht an; ihre Gedanken mochten von Bestellungen und Zusammenrechnen des Gelieferten in Anspruch genommen sein.

„Nun, nun," machte er, „nette Art, seine Freunde zu begrüßen!"

Sie schlug die Augen auf und sagte hastig: „Ach, Sie sind's! Geht's Ihnen gut? Habe heute keine Zeit. Ein *Glas Bier?"*

„Ja, ein Glas Bier.“

Als sie das Glas brachte, wollte er die Unterredung wieder anknüpfen.

„Ich bin gekommen, um dir adieu zu sagen. Ich gehe fort.“

„Ah bah! Wohin denn?“ gab sie mit außerordentlicher Gelassenheit zurück.

„Nach Amerika!“

„So? Muß ein schönes Land sein, da drüben.“

Weiter kein Wort. Wahrhaftig, es war eine verrückte Idee gewesen, heute mit ihr verkehren zu wollen; die Wirtschaft war ja so voll.

Und Peter stand auf und ging wieder ans Meer hinaus. Am Hafen angelangt, sah er die „Perle“ einlaufen; sein Vater und der Kapitän Beausire saßen darin. Papagris, der alte Matrose, führte das Ruder, die beiden Herren rauchten ihre Pfeifen und sahen seelenvergnügt drein.

„Selig sind die geistig Armen,“ dachte Peter, als er sie vorüberfahren sah.

Er setzte sich auf eine der Bänke des Wellenbrechers und suchte sich von dem Getöse der See einschläfern, betäuben zu lassen bis zum Schwinden allen Bewußtseins.

Als er abends nach Hause kam, sagte die Mutter, ohne die Augen aufzuschlagen: „Du wirst eine Menge Dinge nötig haben, um dich reisefertig zu machen, und ich bin in einiger Verlegenheit. Leibwäsche habe ich dir bestellt und bei deinem Schneider bin ich im Vorübergehen gewesen, aber du hast vielleicht noch andre Dinge nötig, von denen ich nichts verstehe, die ich gar nicht kenne ... nicht wahr?“

Es lag ihm auf der Zunge, zu sagen: „Ich brauche nichts,“ allein er bedachte, daß er wenigstens eine anständige Ausrüstung haben müsse und also gezwungen sei, eine solche anzunehmen, und erwiderte in vollkommen ruhigem Tone: „Ich weiß darüber selbst noch nichts Näheres; ich werde mich bei der Verwaltung erkundigen.“

Er that das und erhielt ein Verzeichnis der unumgänglich nötigen Gegenstände. Als seine Mutter dasselbe aus seiner Hand empfing, sah sie ihn seit langer Zeit zum erstenmal an, und in ihren Augen lag ein demütiger, weicher, [illegible]

licher, flehender Ausdruck, wie ein armer, treuer Hund ihn hat, der nach der Strafe um Gnade bittet.

Am 1. Oktober kam die „Lothringen" von der Reede von Saint-Nazaire in den Hafen, um am siebenten desselben Monats nach ihrem Bestimmungsort New York auszulaufen, und Peter Roland mußte von der kleinen Kabine, die in Zukunft sein Dasein umschließen sollte, Besitz ergreifen.

Als er am Morgen darauf ausging, traf er seine Mutter unten auf der Treppe; sie hatte dort auf ihn gewartet und sagte mit gepreßter Stimme, kaum hörbar flüsternd: „Willst du nicht, daß ich dir deine Sachen auf dem Schiff in Ordnung bringe?"

„Nein, danke, alles ist schon an Ort und Stelle."

„Ich möchte so gern dein Stübchen sehen," setzte sie noch leiser hinzu.

„Das ist nicht der Mühe wert. Es ist recht häßlich und sehr klein."

Er ging weiter; sie blieb stehen, leichenblaß an die Wand gelehnt, mit zitternden Knieen, und sah ihm nach.

Bei Tisch war ausschließlich von der Herrlichkeit und Pracht der „Lothringen" die Rede, denn Vater Roland hatte das Schiff heute besichtigt und konnte sich nicht genug verwundern, daß seine Frau auch nicht im geringsten Lust zeigte, das Fahrzeug kennen zu lernen, auf dem doch ihr Sohn für lange Zeit seine Heimat haben sollte.

In den folgenden Tagen war Peter nur selten zu Hause sichtbar, und wenn es geschah, zu niemandes Freude. Er war nervös, reizbar, herb, und seine harten Reden fielen wie Geißelhiebe und verschonten keinen; am Abend vor der Abreise jedoch schien er plötzlich verändert und weit milder. Als er den Eltern „Gute Nacht" sagte, um erstmals an Bord schlafen zu gehen, fragte er: „Ihr kommt doch morgen aufs Schiff, um mir lebewohl zu sagen?"

„Ja, versteht sich, versteht sich!" rief Roland. „Das will ich meinen, nicht wahr, Luise?"

„Gewiß werden wir kommen," sagte sie ganz leise.

„Präzis elf Uhr wird ausgelaufen," fuhr Peter fort. „Ihr müßt also spätestens um halb zehn Uhr unten sein."

„Halt! Was fällt mir ein!“ rief der Vater. „Wenn wir dir adieu gesagt, sputen wir uns, nach dem Damm zurückzukommen, lassen uns auf der ‚Perle‘ hinausrudern und warten vor dem Hafen, um dich noch einmal zu sehen. Nicht wahr, Luise?“

„Gewiß . . . das wäre hübsch.“

„Auf diese Art,“ fuhr Roland fort, „gehen wir dir dann nicht in der Menge verloren, die sich auf dem Molo zusammenschart, so oft ein Transatlanter abfährt, und in der man die Seinigen immer verwechselt oder gar nicht sieht. Paßt es dir so?“

„Natürlich paßt es mir. Also, abgemacht.“

Eine Stunde darauf hatte er sich auf seinem kleinen Seemannslager, das eng und schmal war wie ein Sarg, ausgestreckt. Lange lag er mit offenen Augen und überdachte alles, was in den letzten Monaten in sein äußeres und inneres Leben getreten war. Er hatte so viel gelitten und andern so viel Leid zugefügt, daß sein Schmerz so wenig fehde- und racheдурstig mehr war, wie eine stumpf gewordene Klinge. Kaum war ihm mehr der Mut geblieben, irgend wem über irgend etwas zu zürnen, und er ließ seinen Groll mit den Wellen dahin treiben, mit den Wellen, die jetzt sein ganzes Dasein beherrschen sollten. Er fühlte sich so kampfesmüde, so müde, zu strafen, so müde, zu hassen, so leidensmatt, daß er kein andres Verlangen hatte, als seine Seele in Vergessen zu tauchen, wie der Körper in Schlaf versinkt. Das ihm noch fremde Getriebe des Schiffslebens drang in dieser ruhigen Nacht als leises, kaum zu unterscheidendes Geräusch zu ihm herein, und an der bisher so grausam zuckenden Wunde fühlte er nur noch jenes schmerzliche Ziehen, womit sich die Vernarbung anzukündigen pflegt.

Er hatte fest und ruhig geschlafen, als das Hin- und Hereilen der Bootsleute ihn aus seiner Ruhe aufstörte. Es war heller Tag; der Bahnzug war am Quai angekommen und brachte die Reisenden aus Paris.

Peter begab sich auf Deck und schlenderte ziellos zwischen den geschäftigen, aufgeregten, ihre Kabinen suchenden Leuten umher, die einander nach allerhand Dingen fragten,

aufs Geratewohl Antwort gaben und erhielten, wie es im Drang der nahen Abreise zu gehen pflegt. Nachdem er den Kapitän begrüßt und seinem Gefährten, dem Kommissär an Bord, die Hand gedrückt, trat er in den Salon, in dessen Ecken ein paar Engländer bereits schlummerten. Der große Raum mit den marmorbekleideten, durch Goldleisten in Felder geteilten Wänden und den ungeheuren Spiegeln, in welchen die lange Reihe der schmalen, auf beiden Seiten mit drehbaren Sitzen in granatfarbenem Samte umgebenen Tische ins Unendliche verlängert erschien, war die bräuchliche kosmopolitische, schwimmende Halle, in welcher die reichen Leute aller Erdteile gemeinsam ihre Mahlzeiten verzehren sollten. Ihre Pracht war die eines Hotelspeisesaales, eines Theaters, irgend eines öffentlichen Ortes, jener Luxus, der dem Auge des Millionärs wohlgefällig und so unsäglich trivial ist. Der Doktor wollte in die Schiffsräume zweiter Klasse hinübergehen, als ihm einfiel, daß er gestern abend eine große Auswandererhorde hatte einschiffen sehen, und er seine Schritte dem Zwischendeck zulenkte. Beim Eintreten schlug ihm atemraubend der widerliche Geruch der schmutzigen, armen Menschheit entgegen — eine Ausdünstung, die entschieden weit peinlicher wirkt, als die irgend welcher behaarten oder gefiederten Geschöpfe. In einem niederen, dunkeln, unterirdischen Raum, der Galerie in einem Bergwerk nicht unähnlich, unterschied er allmählich ein paar hundert Gestalten, Männer, Weiber und Kinder, die auf übereinander befestigten Brettern ausgestreckt lagen oder auf dem Fußboden umherkauerten. Die Gesichter konnte er nicht deutlich sehen, aber die Lumpen und den Schmutz nahm er wahr und er erkannte, daß er hier eine Schar vor sich hatte, die im Kampf ums Dasein unterlegen, mit abgenützten Kräften, zu Boden getreten, und mit ihren abgemagerten Weibern und den hohläugigen Kindern nach einer fremden Scholle hinübersegeln wollte, um dort vielleicht an etwas andrem als am Hunger zu sterben.

Beim Gedanken an das Maß von Arbeit, das die Leute hinter sich haben mochten, an die Erfolglosigkeit dieser Arbeit, an den jeden Morgen von neuem aufgenommenen Kampf

mit dem Leben, an den Aufwand von Kraft und Energie, den diese Bettler tagtäglich vergebens gemacht haben mochten, diese Aermsten, die das nämliche erbärmliche Dasein an einem andern Ort wieder aufnehmen wollten, war der Doktor in Versuchung, ihnen zuzurufen: „So springt doch lieber ins Wasser und ersäuft euch mit eurer Brut,“ und sein Herz war so beklommen von Mitleid, daß er, unfähig, den Anblick länger zu ertragen, davóneilte.

In seiner Kabine fand er seinen Vater, die Mutter, Frau Rosémilly und Hans, die ihn schon erwarteten.

„So früh seid ihr da,“ sagte er.

„Ja,“ erwiderte Frau Roland mit einem leichten Zittern der Stimme, „wir wollten noch so viel als möglich von dir haben.“

Er sah sie an. Sie war in Schwarz gekleidet, als ob sie Trauer trüge, und er bemerkte mit einem Male, daß ihre Haare, die im letzten Monat erst zu ergrauen angefangen hatten, jetzt ganz weiß wurden.

Es war nicht leicht, den vier Personen in dem engen Raum einen Platz anzubieten, und Peter selbst setzte sich auf sein Bett. Die Thür war offen geblieben, und man sah die Leute vorüberströmen, die sich drängten wie Feiertags in den Straßen; alle Freunde der Abfahrenden und eine große Menge unbeteiligter Neugieriger befanden sich an Bord, um das riesige Schiff in Augenschein zu nehmen. Man ging in den Gängen auf und ab, sah sich den Salon an, warf forschende Blicke in offenstehende Kabinen, und mehr als einmal flüsterte eine Stimme: „Das ist die Schiffsarzts-Kajütte.“

Peter stand auf und machte die Thür zu, hätte sie aber am liebsten sofort wieder aufgemacht, denn die Unruhe draußen hatte ihn und die Seinen einigermaßen über das verlegene Schweigen, das zwischen ihnen herrschte, hinweggetäuscht gehabt.

„Es kommt wohl nicht viel Luft herein durch diese kleinen Fensterchen,“ bemerkte Frau Rosémilly endlich, um nur etwas zu sagen.

„Den Namen Fenster verdienen diese Luken kaum,“ versetzte Peter.

erfragte auch den Namen des Arztes, der mit der morgen auslaufenden „Picardie“ reisen sollte, denn er gedachte sich bei ihm nach manchen Einzelheiten des neuen Lebens und den Eigentümlichkeiten desselben zu erkundigen.

Da Doktor Pirette sich schon an Bord befand, suchte er ihn auf dem Schiff auf und wurde in einer kleinen Kabine von einem jungen Mann mit blondem Bart, der große Aehnlichkeit mit seinem Bruder hatte, empfangen. Sie plauderten lange miteinander.

In der hallenden Tiefe des ungeheuren Schiffes vernahm man das verworrene Getöse emsiger und mannigfacher Hantierung: das Poltern der Güter, die im Raum verstaut wurden, den Schall von Schritten, Stimmengewirr, das Rasseln der Dampfkrahnen, die Pfiffe der Bootsleute und das Klirren der Ketten, die mit heiserem Ton von dem Dampfhauch der Maschine, der aus dem Innern drang und von Zeit zu Zeit den ganzen Riesenleib erbeben machte, auf und ab gehaspelt wurden.

Als Peter sich von seinem Kollegen verabschiedet hatte und wieder auf festem Land war, befiel ihn eine bisher nicht gekannte Traurigkeit, die auf ihn niedersank und ihn umhüllte, wie einer jener Nebel, die vom Ende der Welt her übers Meer gezogen kommen und in ihrem ungreifbaren und doch undurchdringlichen Dunst etwas Unheimliches, Unreines, wie der Pesthauch ferner, lebensfeindlicher Gestade mit sich führen.

Auch in den Stunden wilder Verzweiflung, tiefster Schmerzen hatte er sich nie so im Elend ersticken, versinken gefühlt. Nun hielt ihn gar nichts mehr, nun war jedes Band in Fetzen gerissen. Als er alles, was an Zärtlichkeit und Liebe in seinem Herzen gewesen, mit rauher Hand entwurzelt, hatte er doch wenigstens dies erbärmliche Gefühl, ein herrenloser, verlaufener Hund zu sein, das ihn jetzt beschlich, nicht gehabt.

Das war keine innere Qual, kein sittlicher Schmerz mehr, es war der Jammer des obdachlos gewordenen Tieres, die körperliche Angst der vertriebenen, heimatlosen Kreatur, die nicht hat, wo sie ihr Haupt niederlege, die sich dem Regen, dem Wind, dem Blitz und allen rohen

Gewalten der Natur preisgegeben fühlt. Als er den Fuß auf dieses schwimmende Gebäude gesetzt, dieses wellengeschaukelte, enge Kämmerchen betreten, hatte sich die innerste Natur des Landmenschen, der seiner Lebtage in einem unbeweglich feststehenden, ruhigen Bett geschlafen, gegen die Unsicherheit, die nun künftig sein Lebenselement bilden sollte, mächtig aufgelehnt. Bis heute hatten Fleisch und Blut sich geborgen gefühlt hinter der festen, tief in der Erde ruhenden Mauer, durch die Gewißheit, an derselben Stelle, wo sie sich zur Ruhe gelegt, wieder zu erwachen, unter einem Dach, das Wind und Wetter schützend abhält; jetzt sollten all die Stürme, die Hitze wie die Kälte, denen man im behaglichen Heim freudig Trotz bietet, den Schutzlosen treffen, ihn in einer oder der andern Weise unaufhörlich quälen.

Statt des Bodens, den er heute noch unter seinen Füßen fühlte, sollte er auf dieses rollende, grollende, alles verschlingende Meer angewiesen sein; statt der Straßen, der Gärten, in denen man sich verlieren, sich müde laufen, spazieren gehen kann, nichts als ein paar Meter lange Bretter, auf welchen man mit andern Gefangenen wie ein Verurteilter hin und her geht. Keinen Baum, keine Blume, keine Straße, kein Haus, nichts als Wolken und Wellen. Tag für Tag das Fahrzeug unter sich schwanken fühlen, sich beim Sturm an die Bretterwand lehnen, sich an die Thüren klammern, sich am schmalen Bettrand krampfhaft festhalten, um nicht zu Boden geschleudert zu werden, und an ruhigen Tagen nichts vernehmen, als die keuchende Drehung der Schrauben, und das Boot, das uns trägt, immer dahin eilen zu fühlen in unaufhörlicher, gleichmäßiger, zur Verzweiflung treibender Schnelligkeit.

Und zu diesem Dasein eines Galeerensträflings war er verdammt, einzig und allein, weil seine Mutter der Leidenschaft eines Mannes nicht Widerstand zu leisten vermocht hatte.

Fast zusammenbrechend unter dem Weh, das den Auswanderer, der sein Vaterland für immer zu verlassen gedenkt, so häufig übermannt, schritt er dahin.

Jetzt hatte er nicht mehr jene hochmütige Menschenverachtung, den wegwerfenden Abschen vor den unbekannten

Leuten, die an ihm vorübergingen, nein, jetzt empfand er ein schmerzliches Verlangen, mit ihnen zu sprechen, ihnen zu sagen, daß er Frankreich verlassen werde, ein bißchen Trost und Teilnahme von ihnen zu empfangen. Im innersten Herzen fühlte er sich wie ein Bettler, der verschämt die Hand nach einer kleinen Gabe ausstreckt; scheu und doch so mächtig lebte in ihm das Bedürfnis nach einem Menschen, dem sein Gehen weh thäte.

Da fiel ihm Marowsko ein. Ja, der alte Pole war der einzige, der ihn lieb genug hatte, um einen wahren, heißen Schmerz darüber zu empfinden, und der Doktor entschloß sich, sofort seine Schritte dahin zu lenken.

Als er das Lädchen betrat, schreckte der alte Apotheker, der eben in einem Marmormörser irgend einen Stoff zu Pulver zerrieb, ein wenig zusammen und eilte ihm, die Arbeit im Stich lassend, entgegen.

„Man sieht Sie ja gar nicht mehr?“ sagte er vorwurfsvoll.

Der junge Mann setzte ihm, ohne vorerst den wichtigen Beweggrund dafür anzugeben, auseinander, daß er viele Besorgungen, Gänge, Besuche und so weiter zu machen gehabt, und fragte dann: „Nun und wie geht das Geschäft?“

Ach! Das Geschäft ging recht erbärmlich; die Konkurrenz war zu groß und der Kranken gab es in dem Arbeiterviertel wenige und nur arme. Die billigen Hausmittel waren das einzige, was man in größerer Menge umsetzte, und keinem Arzte kam es in den Sinn, eine jener komplizierten, schwer herzustellenden Arzneien zu verordnen, an welchen der Apotheker seine fünfhundert Prozent verdient.

„Wenn das Ding noch drei Monate lang so fortgeht,“ schloß der kleine Mann seinen Bericht, „so kann ich die Bude zuschließen. Wenn ich nicht auf Sie noch hoffte, mein guter Doktor, so hätte ich mich schon längst aufs Stiefelputzen verlegt.“

Peter fühlte sein Herz sich zusammenziehen und beschloß, den Schlag, den er dem Alten versetzen mußte, lieber ohne Zögern, mit rascher Hand zu führen.

„Ja, auf mich ... auf mich dürfen Sie nicht rechnen;

ich kann Ihnen in keiner Weise mehr behilflich sein. Anfangs nächsten Monats verlasse ich Havre."

Marowsko riß in der Aufregung seine Brille von der Nase.

„Sie ... Sie ... was reden Sie denn nur?" stammelte er.

„Ich sage Ihnen, daß ich fortgehe, armer Freund!"

Als er seine letzte Hoffnung in nichts zerrinnen sehen mußte, blieb der Pole wie in den Boden gewurzelt stehen, und es bemächtigte sich seiner eine Empörung gegen diesen Menschen, dem er gefolgt war, an den er sein Herz gehängt, in den er so unbeschränktes Vertrauen gesetzt und der ihn jetzt kaltblütig im Stich ließ.

„Sie werden mich also auch verraten, auch verlassen, Sie ... Sie?" stieß er undeutlich hervor.

Peter ward es so weich ums Herz, daß er den Alten am liebsten um den Hals gefallen wäre.

„Ich verrate Sie wahrhaftig nicht! Ich habe die Verhältnisse für eine Niederlassung hier ungünstig gefunden und habe eine Stellung als Schiffsarzt angenommen."

„O, Herr Peter! Sie hatten mir so fest versprochen, mir zu meinem Auskommen zu verhelfen!"

„Ja, was soll ich Ihnen da sagen? Ich muß für mein eignes Auskommen in erster Linie sorgen und habe keinen Heller Vermögen."

„Was Sie da thun, ist schlimm, sehr schlimm," wiederholte Marowsko. „Nun kann ich ganz getrost Hungers sterben. In meinem Alter bleibt einem keine andre Aussicht. Das ist schlimm. Sie lassen einen armen, alten Kerl, der Ihnen nachgezogen ist, im Elend sitzen. Das ist unrecht, sehr unrecht."

Peter wollte ihm seine Gründe darlegen, ihm beweisen, daß er nicht anders handeln konnte, seine Vorwürfe widerlegen, aber der alte Pole war zu empört über diese Fahnenflucht, als welche er die Sache ansah, und sagte schließlich, jedenfalls mit einer Anspielung auf politische Ereignisse: „Ihr Franzosen seid alle miteinander Wortbrüchige."

Nun war Peter seinerseits auch verletzt, stand auf und sagte etwas von oben herunter: „Sie sind ungerecht, Vater Marowsko. Sie sollten begreifen, daß ich mich zu dem

Schritt, den ich thue, ohne triftige Gründe nicht entschlossen haben würde. Auf Wiedersehen. Ich hoffe, Sie sind ein andermal vernünftiger."

Damit ging er.

„Nun also," dachte er bei sich, „es gibt eben keine Menschenseele, der mein Gehen aufrichtig leid thäte."

Im Gedanken ließ er alle, die er kannte und die ihn gekannt, an sich vorbeiziehen, und in der ansehnlichen Reihe von Gesichtern tauchte plötzlich das lachende des Schenkmädchens, das ihm zuerst die Mutter verdächtigt, vor ihm auf.

Er schwankte ein wenig, trug er doch seither unwillkürlich etwas wie Groll gegen sie in sich; dann seine Bedenken über den Haufen werfend, sagte er sich: „Nun, schließlich hat sie ja ganz recht gehabt," und er blickte sich um, den Weg nach dieser Richtung suchend.

Das Bierhaus war zufällig heute dicht besetzt und natürlich nicht minder dicht in Tabaksqualm gehüllt. Die Gäste, Bürgersleute und Arbeiter, denn es war ein Feiertag, schwatzten, lachten und schrieen, und der Wirt trippelte, in Person bedienend, geschäftig von Tisch zu Tisch, mit leeren Gläsern davoneilend und mit vollen, hochschäumenden zurückkehrend.

Als Peter in der Nähe der Kasse ein Plätzchen gefunden hatte, blieb er in der Erwartung, daß das Mädchen ihn schon bemerken und erkennen werde, ruhig sitzen.

Allein sie kam und ging, eilte mit zierlichen Schritten und einem anmutigen Schwenken der Arme unaufhörlich hin und her, warf aber nicht einen Blick auf ihn.

Endlich pochte er mit einer Silbermünze auf den Tisch. Sie flog herbei.

„Was gefällig, mein Herr?"

Sie sah ihn nicht an; ihre Gedanken mochten von Bestellungen und Zusammenrechnen des Gelieferten in Anspruch genommen sein.

„Nun, nun," machte er, „nette Art, seine Freunde zu begrüßen!"

Sie schlug die Augen auf und sagte hastig: „Ach, Sie sind's! Geht's Ihnen gut? Habe heute keine Zeit. Ein Glas Bier?"

„Ja, ein Glas Bier."

Als sie das Glas brachte, wollte er die Unterredung wieder anknüpfen.

„Ich bin gekommen, um dir adieu zu sagen. Ich gehe fort."

„Ah bah! Wohin denn?" gab sie mit außerordentlicher Gelassenheit zurück.

„Nach Amerika!"

„So? Muß ein schönes Land sein, da drüben."

Weiter kein Wort. Wahrhaftig, es war eine verrückte Idee gewesen, heute mit ihr verkehren zu wollen; die Wirtschaft war ja so voll.

Und Peter stand auf und ging wieder ans Meer hinaus. Am Hafen angelangt, sah er die „Perle" einlaufen; sein Vater und der Kapitän Beausire saßen darin. Papagris, der alte Matrose, führte das Ruder, die beiden Herren rauchten ihre Pfeifen und sahen seelenvergnügt drein.

„Selig sind die geistig Armen," dachte Peter, als er sie vorüberfahren sah.

Er setzte sich auf eine der Bänke des Wellenbrechers und suchte sich von dem Getöse der See einschläfern, betäuben zu lassen bis zum Schwinden allen Bewußtseins.

Als er abends nach Hause kam, sagte die Mutter, ohne die Augen aufzuschlagen: „Du wirst eine Menge Dinge nötig haben, um dich reisefertig zu machen, und ich bin in einiger Verlegenheit. Leibwäsche habe ich dir bestellt und bei deinem Schneider bin ich im Vorübergehen gewesen, aber du hast vielleicht noch andre Dinge nötig, von denen ich nichts verstehe, die ich gar nicht kenne . . . nicht wahr?"

Es lag ihm auf der Zunge, zu sagen: „Ich brauche nichts," allein er bedachte, daß er wenigstens eine anständige Ausrüstung haben müsse und also gezwungen sei, eine solche anzunehmen, und erwiderte in vollkommen ruhigem Tone: „Ich weiß darüber selbst noch nichts Näheres; ich werde mich bei der Verwaltung erkundigen."

Er that das und erhielt ein Verzeichnis der unumgänglich nötigen Gegenstände. Als seine Mutter dasselbe aus seiner Hand empfing, sah sie ihn seit langer Zeit zum erstenmal an, und in ihren Augen lag ein demütiger, weicher, schmerz-

[illegible]

[illegible]

Als er am Morgen darauf erwachte, traf er seine Mutter unten auf der Treppe; sie hatte dort auf ihn gewartet und sagte mit gepreßter Stimme, kaum hörbar flüsternd: „Willst du nicht, daß ich dir deine Sachen auf dem Schiff in Ordnung bringe?“

„Nein, danke, alles ist schon an Ort und Stelle.“

„Ich möchte so gern dein Stübchen sehen,“ setzte sie noch leiser hinzu.

„Das ist nicht der Mühe wert. Es ist recht häßlich und sehr klein.“

Er ging weiter; sie blieb stehen, leichenblaß an die Wand gelehnt, mit zitternden Knieen, und sah ihm nach.

Bei Tisch war ausschließlich von der Herrlichkeit und Pracht der „Lothringen“ die Rede, denn Vater Roland hatte das Schiff heute besichtigt und konnte sich nicht genug verwundern, daß seine Frau auch nicht im geringsten Lust zeigte, das Fahrzeug kennen zu lernen, auf dem doch ihr Sohn für lange Zeit seine Heimat haben sollte.

In den folgenden Tagen war Peter nur selten zu Hause sichtbar, und wenn es geschah, zu niemandes Freude. Er war nervös, reizbar, herb, und seine harten Reden fielen wie Geißelhiebe und verschonten keinen; am Abend vor der Abreise jedoch schien er plötzlich verändert und weit milder. Als er den Eltern „Gute Nacht“ sagte, um erstmals an Bord schlafen zu gehen, fragte er: „Ihr kommt doch morgen aufs Schiff, um mir lebewohl zu sagen?“

„Ja, versteht sich, versteht sich!“ rief Roland. „Das will ich meinen, nicht wahr, Luise?“

„Gewiß werden wir kommen,“ sagte sie ganz leise.

„Präzis elf Uhr wird ausgelaufen,“ fuhr Peter fort. „Ihr müßt also spätestens um halb zehn Uhr unten sein.“

„Halt! Was fällt mir ein!“ rief der Vater. „Wenn wir dir adieu gesagt, sputen wir uns, nach dem Damm zurückzukommen, lassen uns auf der ‚Perle‘ hinausrudern und warten vor dem Hafen, um dich noch einmal zu sehen. Nicht wahr, Luise?“

„Gewiß ... das wäre hübsch.“

„Auf diese Art,“ fuhr Roland fort, „gehen wir dir dann nicht in der Menge verloren, die sich auf dem Molo zusammenschart, so oft ein Transatlanter abfährt, und in der man die Seinigen immer verwechselt oder gar nicht sieht. Paßt es dir so?“

„Natürlich paßt es mir. Also, abgemacht.“

Eine Stunde darauf hatte er sich auf seinem kleinen Seemannslager, das eng und schmal war wie ein Sarg, ausgestreckt. Lange lag er mit offenen Augen und überdachte alles, was in den letzten Monaten in sein äußeres und inneres Leben getreten war. Er hatte so viel gelitten und andern so viel Leid zugefügt, daß sein Schmerz so wenig fehde- und rachedurstig mehr war, wie eine stumpf gewordene Klinge. Kaum war ihm mehr der Mut geblieben, irgend wem über irgend etwas zu zürnen, und er ließ seinen Groll mit den Wellen dahin treiben, mit den Wellen, die jetzt sein ganzes Dasein beherrschen sollten. Er fühlte sich so kampfesmüde, so müde, zu strafen, so müde, zu hassen, so leidensmatt, daß er kein andres Verlangen hatte, als seine Seele in Vergessen zu tauchen, wie der Körper in Schlaf versinkt. Das ihm noch fremde Getriebe des Schiffslebens drang in dieser ruhigen Nacht als leises, kaum zu unterscheidendes Geräusch zu ihm herein, und an der bisher so grausam zuckenden Wunde fühlte er nur noch jenes schmerzliche Ziehen, womit sich die Vernarbung anzukündigen pflegt.

Er hatte fest und ruhig geschlafen, als das Hin- und Hereilen der Bootsleute ihn aus seiner Ruhe aufstörte. Es war heller Tag; der Bahnzug war am Quai angekommen und brachte die Reisenden aus Paris.

Peter begab sich auf Deck und schlenderte ziellos zwischen den geschäftigen, aufgeregten, ihre Kabinen suchenden Leuten umher, die einander nach allerhand Dingen fragten,

aufs Geratewohl Antwort gaben und erhielten, wie es im Drang der nahen Abreise zu gehen pflegt. Nachdem er den Kapitän begrüßt und seinem Gefährten, dem Kommissär an Bord, die Hand gedrückt, trat er in den Salon, in dessen Ecken ein paar Engländer bereits schlummerten. Der große Raum mit den marmorbekleideten, durch Goldleisten in Felder geteilten Wänden und den ungeheuren Spiegeln, in welchen die lange Reihe der schmalen, auf beiden Seiten mit drehbaren Sitzen in granatfarbenem Samte umgebenen Tische ins Unendliche verlängert erschien, war die bräuchliche kosmopolitische, schwimmende Halle, in welcher die reichen Leute aller Erdteile gemeinsam ihre Mahlzeiten verzehren sollten. Ihre Pracht war die eines Hotelspeisesaales, eines Theaters, irgend eines öffentlichen Ortes, jener Luxus, der dem Auge des Millionärs wohlgefällig und so unsäglich trivial ist. Der Doktor wollte in die Schiffsräume zweiter Klasse hinübergehen, als ihm einfiel, daß er gestern abend eine große Auswandererhorde hatte einschiffen sehen, und er seine Schritte dem Zwischendeck zulenkte. Beim Eintreten schlug ihm atemraubend der widerliche Geruch der schmutzigen, armen Menschheit entgegen — eine Ausdünstung, die entschieden weit peinlicher wirkt, als die irgend welcher behaarten oder gefiederten Geschöpfe. In einem niederen, dunkeln, unterirdischen Raum, der Galerie in einem Bergwerk nicht unähnlich, unterschied er allmählich ein paar hundert Gestalten, Männer, Weiber und Kinder, die auf übereinander befestigten Brettern ausgestreckt lagen oder auf dem Fußboden umherkauerten. Die Gesichter konnte er nicht deutlich sehen, aber die Lumpen und den Schmutz nahm er wahr und er erkannte, daß er hier eine Schar vor sich hatte, die im Kampf ums Dasein unterlegen, mit abgenützten Kräften, zu Boden getreten, und mit ihren abgemagerten Weibern und den hohläugigen Kindern nach einer fremden Scholle hinübersegeln wollte, um dort vielleicht an etwas andrem als am Hunger zu sterben.

Beim Gedanken an das Maß von Arbeit, das die Leute hinter sich haben mochten, an die Erfolglosigkeit dieser Arbeit, an den jeden Morgen von neuem aufgenommenen Kampf

mit dem Leben, an den Aufwand von Kraft und Energie, den diese Bettler tagtäglich vergebens gemacht haben mochten, diese Aermsten, die das nämliche erbärmliche Dasein an einem andern Ort wieder aufnehmen wollten, war der Doktor in Versuchung, ihnen zuzurufen: „So springt doch lieber ins Wasser und ersäuft euch mit eurer Brut," und sein Herz war so beklommen von Mitleid, daß er, unfähig, den Anblick länger zu ertragen, davóneilte.

In seiner Kabine fand er seinen Vater, die Mutter, Frau Rosémilly und Hans, die ihn schon erwarteten.

„So früh seid ihr da," sagte er.

„Ja," erwiderte Frau Roland mit einem leichten Zittern der Stimme, „wir wollten noch so viel als möglich von dir haben."

Er sah sie an. Sie war in Schwarz gekleidet, als ob sie Trauer trüge, und er bemerkte mit einem Male, daß ihre Haare, die im letzten Monat erst zu ergrauen angefangen hatten, jetzt ganz weiß wurden.

Es war nicht leicht, den vier Personen in dem engen Raum einen Platz anzubieten, und Peter selbst setzte sich auf sein Bett. Die Thür war offen geblieben, und man sah die Leute vorüberströmen, die sich drängten wie Feiertags in den Straßen; alle Freunde der Abfahrenden und eine große Menge unbeteiligter Neugieriger befanden sich an Bord, um das riesige Schiff in Augenschein zu nehmen. Man ging in den Gängen auf und ab, sah sich den Salon an, warf forschende Blicke in offenstehende Kabinen, und mehr als einmal flüsterte eine Stimme: „Das ist die Schiffsarzts-Kajütte."

Peter stand auf und machte die Thür zu, hätte sie aber am liebsten sofort wieder aufgemacht, denn die Unruhe draußen hatte ihn und die Seinen einigermaßen über das verlegene Schweigen, das zwischen ihnen herrschte, hinweggetäuscht gehabt.

„Es kommt wohl nicht viel Luft herein durch diese kleinen Fensterchen," bemerkte Frau Rosémilly endlich, um nur etwas zu sagen.

„Den Namen Fenster verdienen diese Luken kaum," versetzte Peter.

Er machte auf die ungeheure Dicke des Glases aufmerksam, das auch dem heftigsten Anprall der Wellen stand zu halten vermag, und erklärte dann die Schließvorrichtung des langen und breiten.

Roland fragte: „Du hast auch eine Apotheke hier, nicht wahr?“

Der Doktor öffnete einen Schrank und zeigte eine lange Reihe von Flaschen und Fläschchen, die auf weißen Täfelchen lateinische Inschriften trugen.

Er nahm eins heraus, um die Bestandteile der darin enthaltenen Flüssigkeit zu erklären, dann nahm er ein zweites und ein drittes zur Hand und hielt eine kleine Vorlesung über Therapeutik, die scheinbar mit großer Aufmerksamkeit angehört wurde.

Roland wiederholte, den Kopf bedächtig wiegend: „Höchst interessant, höchst interessant!“

Man pochte leise an die Thür.

„Herein!“ rief Peter.

Der Kapitän Beausire erschien.

„Ich bin absichtlich so spät gekommen,“ sagte er, die Hände schüttelnd, „um bei euren Herzensergießungen nicht im Wege zu sein.“

Er mußte gleichfalls auf dem Bette Platz nehmen. Wieder trat tiefes Schweigen ein.

Plötzlich lauschte der Kapitän aufmerksam hinaus. Ein Kommandowort drang durch die Wand herein und er machte, sachverständig, den andern von dessen Bedeutung Mitteilung.

„Wenn wir mit der ‚Perle‘ hinaussegeln wollen, um Ihnen bei der Ausfahrt auf hoher See ein Lebewohl zu winken, so ist es höchste Zeit, daß wir aufbrechen.“

Roland Vater, dem diese Nummer seines Programms sehr am Herzen lag und der jedenfalls den Passagieren der „Lothringen“ einen großen Eindruck als Seemann zu machen hoffte, stand eilig auf.

„Also vorwärts, lebewohl, mein Junge!“

Er küßte Peter auf seinen Backenbart und riß dann die Thür auf.

Regungslos, sehr blaß, mit niedergeschlagenen Augen stand Frau Roland da.

„Vorwärts, Alte; wir müssen uns eilen,“ drängte der Vater, „es ist keine Minute mehr zu verlieren.“

Sie richtete sich auf, that ihrem Sohn ein paar Schritte entgegen und bot ihm die wachsbleichen, eiskalten Wangen zum Kuß; keins von beiden sprach ein Wort. Darauf drückte der Doktor Frau Rosémilly die Hand und seinem Bruder ebenfalls.

„Auf wann ist die Hochzeit festgesetzt?“ fragte er noch.

„Wir haben den Tag noch nicht bestimmt. Jedenfalls richten wir uns nach deinen Fahrten.“

Schließlich verließen alle miteinander die Kabine und stiegen hinauf zu der mit Abschiednehmenden, Gepäckträgern und Bootsleuten überfüllten Landungsbrücke.

Im Riesenleib des Schiffes keuchte und schnaubte der Dampf, und es war, als ob das gewaltige Schiff vor Ungeduld und Reiselust erbebte.

„Lebewohl,“ sagte Roland heftig.

„Lebewohl,“ erwiderte Peter, am Rand einer der kleinen hölzernen Brücken stehend, welche den Verkehr zwischen der „Lothringen“ und dem Quai vermittelten.

Noch einmal drückte er allen die Hand; dann verließ ihn seine Familie.

„Schnell, schnell, zum Wagen,“ drängte der Vater.

Eine Droschke wartete ihrer, um sie möglichst rasch zu dem Außenhafen zu befördern, wo Papagris mit der reisefertigen „Perle“ hielt.

Kein Lufthauch rührte sich; es war einer jener trocknen, windstillen Herbsttage, an denen der glatte Meeresspiegel kalt und hart wie funkelnder Stahl erscheint.

Hans ergriff ein Ruder, der Vater hängte das andre ein, und beide machten sich ans Werk. Auf den Wellenbrechern, den Dämmen, ja auf der granitenen Brustwehr derselben harrte eine zahllose, durcheinander schwirrende, lärmende Menge der Abfahrt des neuen Dampfers.

Zwischen diesen Menschenwogen glitt die „Perle“ hindurch und bald war sie außerhalb des Hafens.

Kapitän Beausire regierte, zwischen den beiden Damen sitzend, das Steuer.

„Sie werden sehen, daß wir ganz genau in seiner Kurslinie sind, ganz haarscharf."

Und die beiden Ruderer legten tüchtig aus, um so weit als möglich auf die hohe See zu kommen. Plötzlich rief Roland: „Da ist sie! Ich sehe die Masten und den Schornstein. Sie fährt zum Hafen heraus."

„Mutig, Kinder! Voran!" wiederholte Beausire.

Frau Roland holte ihr Taschentuch hervor und preßte es an die Augen.

Roland stand; er hielt sich krampfhaft am Mast fest und verkündigte: „Jetzt schwenkt sie in den Außenhafen ein. ... Sie liegt fest. ... Sie setzt sich wieder in Bewegung. ... Sie hat ein Bugsierschiff zu Hilfe nehmen müssen. ... Sie bewegt sich. ... Bravo! ... Sie fährt dem Damm entlang. ... Hört ihr das Hurrageschrei der Leute? ... Der Remorqueur ist der ‚Neptun', jetzt sehe ich sein Vorderteil. ... Da ist sie. ... Da ist sie! Herr des Himmels, was für ein Schiff! Herr des Himmels! So seht doch nur hin!"

Frau Rosémilly und Beausire wandten sich um; die beiden Männer hielten mit dem Rudern inne, nur Frau Roland rührte sich nicht.

Von einem mächtigen Remorqueur gezogen, der aber neben demselben klein wie ein Wurm erschien, rauschte der ungeheure Dampfer langsam und majestätisch aus dem Hafen, und die auf beiden Dämmen, dem Strand entlang und an den Fenstern in dichten Massen gedrängte Bevölkerung brach in ein begeistertes „Hurra!" aus, mit dem ganz Havre diese stolze Abfahrt begrüßte und seinen Beifall der schönsten Tochter zujubelte, welche die große Seestadt heute dem Meere übergab.

Nachdem die „Lothringen" die schmale Hafenausfahrt mit den beiden beengenden Granitmauern hinter sich gelassen und sich frei fühlte, stieß sie den Remorqueur von sich ab und zog allein, wie ein ungeheuerliches, riesiges Seeungetüm ihre Bahn.

„Da ist sie! ... Da ist sie!" rief Roland immer fort. „Sie kommt schnurgerade auf uns zu."

Und Beaufire wiederholte strahlend: „Was habe ich Ihnen gesagt, hm? Kenne ich den Kurs oder nicht, was?“

Ganz leise sagte Hans der Mutter ins Ohr: „Sieh jetzt hin, Mama, er ist schon ganz nahe.“

Und Frau Roland nahm das Tuch von den thränenblinden Augen.

Sobald sie den Hafen verlassen, hatte die „Lothringen“ vollen Dampf genommen und rauschte nun unter dem tiefblauen, wolkenlosen Himmel daher. Beaufire, welcher sein Marineglas unverwandt auf das Schiff gerichtet hielt, rief: „Aufgepaßt! Herr Peter steht im Stern, ganz allein. Aufgepaßt!“

Hoch, wie ein ungeheurer Berg, und rasch und flüchtig wie ein Bahnzug fuhr der Dampfer haarscharf an der „Perle“ vorüber.

Und außer sich vor Schmerz, alles vergessend, breitete Frau Roland die Arme nach ihrem Sohne aus, und dieser Sohn, ihr Peter, der mit seiner Dienstmütze auf dem Kopf im Stern stand, warf der Mutter mit beiden Händen Küsse zu, Abschiedsgrüße.

Aber vorüber sauste er, entfliehend, entschwindend, schon war er ganz klein, dann verschwamm seine Gestalt wie ein unbedeutender kleiner Fleck auf dem Riesenbau. Sie mühte sich ab, ihn im Auge zu behalten, aber sie konnte ihn nicht mehr unterscheiden.

Hans hielt ihre Hand in der seinigen.

„Du hast gesehen . . .?“ fragte er.

„O ja! Ich habe es gesehen! Wie gut er ist!“

Rasch kehrte die Gesellschaft nach der Stadt zurück.

„Wetter! Wie das dahinschießt!“ rief Roland, dem Dampfer nachblickend.

In der That wurde das gewaltige Schiff von Sekunde zu Sekunde kleiner, wie wenn es sich im Weltmeer in nichts auflösen wollte. Frau Roland verwandte keinen Blick davon und sah es am Horizont verschwinden.

Auf diesem Schiff, dem sie nicht Einhalt gebieten konnte, das ihren Augen bald gänzlich entschwunden sein mußte, war ihr Sohn, ihr armer Sohn, und ihr war zu Mute, als ob

ihr Herz entzweigerissen wäre, weil er die eine Hälfte mit sich genommen, als ob ihr Leben nun zu Ende wäre und sie ihr Kind niemals wiedersehen sollte.

„Weshalb weinst du denn?“ fragte ihr Mann. „In einem Monat ist der Junge ja wieder da!“

„Ich weiß es nicht,“ stammelte sie. „Mir ist nicht wohl.“

Als sie am Damme angelegt hatten, verabschiedete sich Beausire eilig, denn er wurde von einem Freund zum Frühstück erwartet. Hans ging mit Frau Rosémilly voraus, Roland und seine Frau folgten.

„Er hat doch eine prächtige Figur, unser Hans,“ meinte der Vater nach einer Weile.

„Freilich,“ stimmte die Mutter bei, und da sie zu bewegt war, um ihre Gedanken klar bei einander zu haben, setzte sie hinzu: „Ich bin von Herzen froh, daß er Frau Rosémilly heiratet.“

Der wackere Vater sah äußerst verblüfft drein.

„Ja, der tausend! Wie sagst du? Er will Frau Rosémilly heiraten?“

„Allerdings. Wir hatten im Sinn, heute noch deine Ansicht darüber zu hören.“

„Sieh! Sieh! Spielt denn die Geschichte schon lange?“

„O nein! Erst seit einigen Tagen, und Hans wollte ihrer Neigung gewiß sein, ehe er sich an dich wandte.“

Roland rieb sich vergnüglich die Hände.

„Gut, gut, ganz famos! Könnte mir nichts angenehmer sein! Meine Zustimmung hat er.“

Im Begriff, den Quai zu verlassen und in das Boulevard Franz I. einzubiegen, wandte seine Frau sich noch einmal um und warf einen letzten Blick auf die hohe See, sie unterschied nichts mehr als ein kleines Rauchwölkchen, so fern, so leicht, daß es wie ein Stückchen zurückgebliebenen Morgennebels aussah.

Ende.

Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Eine spannende Intrigue schlingt sich um die anziehend und fesselnd gezeichneten Figuren dieses gemütvollen Romans, in dessen Mittelpunkt eine überaus liebenswürdige Frauengestalt steht.

Ein Fürstensohn. — Zerline. Von Claire von Glümer.
Claire von Glümer, eine der feinsinnigsten Erzählerinnen unserer Tage, gibt in diesen anziehenden Novellen interessante Bilder aus dem Leben der Gesellschaft, die sie mit eingehendem Verständnis beobachtet. Dieselben sind in ihrem durchaus ungezwungenen und natürlichen Verlauf voll überraschender und in hohem Grade packender Effekte und zeichnen sich durch große Reinheit der Empfindung und Darstellung aus.

Von der Grenze. Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Diese durch ihren gesunden Humor überaus anmutend wirkenden Novellen liefern den sprechendsten Beweis, daß Bret Harte an Frische nichts eingebüßt hat, sondern mit voller Kraft aus der unversieglichen Quelle schöpft, welcher jene ersten so eigenartigen Erzeugnisse entsprangen, die seinen Namen im Fluge durch Europa trugen.

Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bde.
„Durch scharfe und lebenswahre Charakterschilderung ausgezeichnet, zählt dieser spannende und interessante Roman zu den besten Erzeugnissen der neueren Zeit."
Athenäum.

Dritter Jahrgang.

Die Versaillerin. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Eine weit über das gewöhnliche Maß hinausragende Leistung; voll interessanter Episoden und überaus fesselnd und geistvoll geschrieben.

In Acht und Bann. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.
Miß Braddons liebenswürdiges Talent bietet uns hier eine seiner reifsten und vollkommensten Früchte.

Die Tochter des Meeres. Von Johanne Schjörring. Aus dem Dänischen.
Es gereicht uns zur Genugthuung, mit dieser duftigen und poetischen Erzählung, die in ihrem dänischen Vaterlande hochgeschätzte, feinfühlige Verfasserin bei der deutschen Lesewelt einführen zu dürfen.

Lieutenant Bonnet. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Das Leben einer kleinen französischen Garnisonsstadt wird in diesem ausgezeichneten Roman so vollendet geschildert, wie nur ein Meister wie Malot es vermag; dabei fehlt es nicht an ergreifenden Konflikten und tragischem Schicksal.

Pariser Ehen. Von E. About. Aus dem Französischen.
Anmut und graziöse Leichtigkeit bilden den Grundzug dieser geistsprühenden Novellen des berühmten Dichters.

Hanna Warners Herz. Von Florence Marryat. Aus dem Englischen.
Eine Märtyrerin und eine Heldin ist die liebliche Frau, deren Geschick die Verfasserin mit prächtiger Charakteristik und warmer Empfindung schildert.

Eine Tochter der Philister. Von Hjalmar Hjorth Boyesen. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Neben hohen künstlerischen Vorzügen fesselt Boyesens trefflicher Roman auch durch den interessanten Stoff. Der Verfasser entrollt vor uns ein treues Bild des Lebens und Treibens der raffinierten Geld-Aristokratie New-Yorks, seiner Adoptiv-Vaterstadt, welchem er edle Charaktere aus gesünderen Sphären gegenüberstellt.

Savelis Büßung. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
In einem russischen Dorfe, zur Zeit der Leibeigenschaft spielen sich die ergreifenden Vorgänge ab, welche uns Gréville in diesem düsteren Sittengemälde mit packender Gewalt vorführt.

Die Damen von Croix-Mort. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Der faszinierende Reiz der Ohnetschen Erzählungskunst ist auch dieser jüngsten Schöpfung des hochgeschätzten Romandichters eigen, dessen beispiellose Beliebtheit mit jedem neuen Buche zunimmt.

Die Glocken von Plurs. Von Ernst Pasqué.
Die Auffindung zweier Glocken, der 1618 durch einen Bergsturz verschütteten Stadt Plurs im Bergellerthal hat dem Verfasser Anregung zu einer überaus originellen, durch ungewöhnlichen Reichtum an dramatischer Handlung ausgezeichneten Geschichte gegeben.

Fromont junior und Risler senior. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Wir hoffen uns den Dank unserer Leser zu verdienen, indem wir ihnen dieses berühmte Meisterwerk der neueren französischen Romandichtung in mustergültiger Uebersetzung vorführen.

Der Genius und sein Erbe. Von Hans Hopfen.
Die Personen dieser brillant erzählten, im modernsten Berlin spielenden Geschichte sind von so überzeugender Lebenswahrheit, daß man wohlgetroffene Porträts darin zu erblicken meint.

Ein einfach Herz. Von Charles Reade. Aus dem Englischen.
Klar und scharf umrissen, ohne störenden Ballast erzählt Reade die unmittelbar aus der Wirklichkeit geschöpften Thatsachen seiner Geschichte, die ebenso sehr durch die ungewöhnlichen Charaktere der handelnden Personen, als durch die dramatische Verwicklung fesselt.

Baccarat. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mit der ihm eigenen Schlichtheit und Liebenswürdigkeit, die den Hauptreiz und den großen Erfolg seiner Bücher bedingen, weiht uns Malot in diesem ergreifenden Roman in die Geheimnisse eines Pariser Spielklubs ein.